

WAHRNEHMUNG
ZWISCHEN
L O C K E R U N G U N D S I C H E R U N G

Juni 1980
Walter Siegfried
Thurwiesenstrasse 4
CH - 8037 ZÜRICH

INHALTSVERZEICHNIS

Einleitung

A	Entwicklung des Modells	008
I	Wahrnehmung als Lockerung. Raumfluten (Bilderfolge I). Das plastische Ineinandersein. Der Leib als Konkretisation des Klumpens. Wahrnehmung als Bewegung.	
II	Wahrnehmung als Sicherung. Raumsturz und Ortung (Bilderfolge II). Das Vernetztsein. Der Leib als Zentrum der Vernetzung. Wahrnehmung als Vernetzung.	
III	Wahrnehmung als Lockerung und Sicherung des Eigenraumes im Raum der Welt.	
B	Der sich lockernde und sichernde Leib in Alltagssituationen	027
I	Lockernde und sichernde Alltagsräume: Gangräume - Spielräume.	
II	Die drei Stufen des Eigenraumes. Der Eigenraum in seiner konkret-materialen Ausgedehnthet. Der durch die Fernsinne erschlossene Eigenraum. Der von der Welt losgelöste Eigenraum der Einbildungskraft.	
III	Das Zusammenspiel von eingebildetem und konkret-material-ausgedehntem Raum. Das Einbilden. Sicherndes und lockerndes Einsetzen der Einbildungskraft. Situationen, die die lockernden Funktionen der Einbildungskraft fördern.	
C	Das Zusammenspiel von sichernder und lockernder Wahrnehmung als menschliche Weise des In-seins im Raum der Welt	071
I	Die Erscheinungsweise der Welt in der sichernden und lockernden Wahrnehmung. Die Erscheinungsweise in der sichernden Wahrnehmung. Die Erscheinungsweise in der lockernden Wahrnehmung. Das lockernd-sichernde Zusammenspiel.	
II	Sicherung und Lockerung im Zusammenspiel der drei Stufen. Ihr organismusinternes Korrelat: Koppelung und Entkoppelung. Sicherung und Lockerung im Zusammenspiel der drei Stufen. Koppelung und Entkoppelung.	
III	Die Delegation der Sicherung und ihre Konsequenzen. Das Zuwenden der Aufmerksamkeit. Drei Formen der Delegation. "Aus den Augen, aus dem Sinn".	
	Schluss	099

EINLEITUNG

Über das Rätsel der Wahrnehmung kann man in sehr vielfältiger Weise nachdenken. Entsprechend den Schwerpunkten, die man dabei setzt, leuchten ganz verschiedene Phänomene auf.

Ausgangspunkt der vorliegenden Arbeit war die Faszination, die von der Frage ausging, wie es eigentlich möglich sei, dass ein räumlich ausgedehntes Wesen - nämlich der Mensch - in einem ebenso räumlich Ausgedehnten - nämlich der Welt - drin sein könne, ohne völlig in ihm aufzugehen. Wie schafft denn der Mensch diese Abständigkeit zur Welt ohne andererseits völlig aus ihr herauszufallen? Wie kann er, als ein Teil von Welt, sich gleichzeitig gegen sie stellen? Wie kann sich Ausgedehntes von Ausgedehntem abheben und doch noch Ausgedehntes sein? Wie ist es möglich, dass ein Wesen, das gleich ist, wie das, was es umgibt, dieses Gleiche als Anderes verspürt? Diese grundlegende Frage wird natürlich von der Arbeit nicht beantwortet. Es ist aber wichtig, sie als treibende Kraft im Hintergrund zu sehen, denn sie strahlt in alle Bereiche hinein aus.

Der Wahrnehmende wird also zunächst einmal als räumlich Ausgedehntes gesehen, das in einem anderen Ausgedehnten ist, an dem es teilhat, obwohl es von ihm abgehoben ist.

Wahrnehmung muss mit dieser Möglichkeit des Sich-Abhebens zu tun haben. Welche Möglichkeiten des Sich-Abhebens vom Ausgedehnten 'Welt' hat denn dieses Ausgedehnte 'Mensch'? Wie löst sich dieses Ausgedehnte aus dem andern?

Am Anschaulichsten wohl in der Bewegung. Der Mensch wurzelt nicht wie das Ausgedehnte 'Baum' in der Welt, der sich nicht bewegen kann und nicht als Ausgedehntes durch das Ausgedehnte zu gehen vermag. Im Bewegen erlebt der Mensch seine Distanz zur Welt und nimmt sie als das, wovon er sich abhebt, als das Andere wahr.

Diese rudimentär skizzierte Einheit von Wahrnehmung und Bewegung drängt sich auf, wenn man die ausgedehnte Räumlichkeit des Wahrnehmenden ernst nimmt. So wird hier immer wieder versucht, Wahrnehmung als Bewegung zu denken. Dies fällt zwar schwer, weil das gängige Verständnis von Wahrnehmung diese vorwiegend als Erkennen begreift.

Das mag daher kommen, dass die meisten Beschäftigungen mit dem Thema der Wahrnehmung beim Auge ansetzen, es sogar oft zum Modell der Wahrnehmung schlechthin machen. Man vergisst gerne, dass hier ein ganz bestimmter Weltbezug, nämlich eben der optische, im Vordergrund steht, ja, dass er sogar manchmal analog als Weltbezug überhaupt genommen wird. Was am optischen Modell abgelesen wird, wird in ein allgemeines übertragen: So wie der Mensch optisch im Raum der Welt ist, so ist er überhaupt im Raum der Welt. So wie er optisch die Welt wahrnimmt, so nimmt er sie überhaupt wahr.

Nun ist gerade für die Frage nach der Einheit von Wahrnehmung und Bewegung das an der Optik abgelesene Modell gefährlich. Nämlich deshalb, weil es sich hier um eine so komplexe Wahrnehmungsform handelt, dass man - durch die isolierende Tendenz der heutigen Wissenschaft noch verstärkt - die Einheit von Wahrnehmung und Bewegung völlig aus dem Blick zu verlieren droht. Dass man sich vor allem an dieser hohen Stufe der Entwicklung der Wahrnehmung orientierte, führte dazu, dass man die vom Organismus auf dieser Stufe erreichte Möglichkeit der hochgradigen Entkoppelung von Wahrnehmung und Bewegung - Sensorik und Motorik - als wesentlich für die Wahrnehmung schlechthin anschaute. Dabei interessierte dann vor allem das isolierte Funktionieren dieser polaren Bereiche, was zu ausgearbeiteten Theorien der Sensorik einerseits und der Motorik andererseits führte. Weniger häufig dagegen wurde die Aufmerksamkeit auf den Zwischenbereich von Sensorik und Motorik gelegt. Dieses Zwischenfeld ist hier das Thema.

Freilich könnte man die Frage nach der Einheit von Wahrnehmung und Bewegung auch am Sehen untersuchen. Das wird zur Zeit ja auch da und dort gemacht. Nur ist man bei einem solchen Ansatz auf teure Apparaturen, damit auf ein Institut und Arbeitsteam angewiesen. Dem Einzelforscher drängen sich andere Wege auf. Es gibt ja auch noch andere Sinne, die - macht man sie zum Ausgangspunkt für die Frage nach der Wahrnehmung - ganz andere Modelle erzeugen, als die an der Optik gewonnenen. Denn die verschiedenen Sinne mit ihren je eigenen Möglichkeiten und Grenzen erschliessen nicht nur verschiedene Aspekte der Welt (das Sichtbare, Greifbare, Hörbare ...), sie nuancieren gleichzeitig auch das Verhältnis zu dieser Welt. Es zeigen sich in den verschiedenen

Sinnen nicht nur verschiedene Inhalte, sondern auch das Wie des Sich-Zeigens wird dabei modifiziert.

Da sich die vorliegende Arbeit besonders mit dem Wahrnehmen im Bewegen beschäftigen will, liegt es nahe, denjenigen Sinn zum Ausgangspunkt zu machen, bei dem die Wichtigkeit der Bewegung für das Wahrnehmen möglichst offensichtlich zu Tage tritt: das Tasten. Hier wird die Bewegung des Ausgedehnten im Ausgedehnten zum zentralen Moment der Wahrnehmung. Für diesen Sinn gilt, dass Ausgedehntes im Ausgedehnten ist und zugleich von ihm abgehoben ist. Hier spürt der materiale Leib in seinen Bewegungen die unmittelbaren Grenzen an die ausgedehnte Welt, die ebenfalls bewegt ist und ihn so auf ihre ständige dynamische Präsenz aufmerksam macht.

Das Modell dieser doppelten Bewegtheit - sowohl der Aussenwelt als auch des wahrnehmenden Organismus - führt dazu, dass das wahrnehmende Subjekt aus seiner fixierten Zuschauerposition herausgeworfen wird, um jetzt in seiner ganzen Beweglichkeit die sich entfaltende Aussenwelt einzubilden. Dies mag zunächst einen etwas expressionistischen oder gar chaotischen Eindruck hinterlassen. Das Modell setzt auch auf einer Stufe des 'ungebildeten' Organismus an, in dem Sinne, dass man die chaotisch anmutende doppelte Bewegtheit wohl am besten als frühe Stufe der Entwicklung verstehen kann. Der Organismus lernt dann sehr rasch die verschiedenen sinnlichen Reize adäquat zu verarbeiten, die Bewegungen zu relativieren, sie dem Eigenen oder der Aussenwelt zuzuordnen und damit die Bewegungen zu stabilisieren. Es ist erstaunlich, dass aus diesem Gewoge von sich verändernden Eindrücken so etwas wie das Gefühl einer gewissen Stabilität der Welt entstehen kann.

Wenn man so von der Dynamik her denkt, wird deutlich, dass die Stabilisierung des Leibes und der Welt bereits eine Leistung der Wahrnehmung und ihrer Verarbeitung ist. Die Welt, die man als Stabile da draussen wahrnimmt, baut man sich im Wahrnehmen erst auf. Wahrnehmung kann als im Dienst der Stabilisierung gedacht werden. Aber ist sie nur das? Ist das Spüren von Bewegtwerden und Bewegen nicht auch Wahrnehmung? Gehört das dynamische Erleben nicht genauso zum Bereich der Wahrnehmung wie das statische Herausstanzen von Weltmomenten? Hier stabilisiert sich der Leib aber nicht in der

Welt - im Gegenteil: er lockert sich. Er überlässt sich der Dynamik seiner selbst und der Welt. Er gibt damit seine Gegenstellung zur Welt auf, will sie nicht mehr dort draussen als statisches Netz fixieren. Trotzdem kann man von diesem gelockerten Leib nicht sagen, er nähme Welt nicht mehr wahr. Er nimmt sie bloss anders wahr als im stabilisierenden Sichern.

So wird Wahrnehmung aus dem plastisch-dynamischen Verständnis heraus als zwischen lockernden und sichernden Funktionen gedacht. Leitfaden soll das Tasten sein, weil an ihm die doppelte Funktion der Wahrnehmung zunächst am deutlichsten ablesbar ist.

Da einerseits möglichst anschaulich in das plastisch-dynamische Denken der Wahrnehmung eingeführt werden soll, andererseits aber auch gewisse Gesetzlichkeiten, Konsequenzen dieses Denkens formuliert werden möchten, muss der Text zwei Aufgaben erfüllen:

Einerseits möchte er selbst eine bestimmte Wahrnehmungsweise unterstützen; das heisst, es sollte durch ihn eine spezifische Weise der Erfahrung von Welt anschaulich werden. Hier steht die Sprache im Dienste der Einbildungskraft. Sie fixiert nicht, schliesst den Gegenstand nicht ein, sondern öffnet ihn aus sich heraus und gibt ihn frei für neue Zusammenhänge. Sie durchbricht den Kanon des schon Gedachten und macht Neues denkbar. Sie macht die Dynamik sowohl des Bildes als auch des Lesers zur ernst zu nehmenden Basis des Verständnisses. Der Gegenstand darf sich entfalten, der Leser kann seine Stimmungen einbringen, ja diese Bewegungen machen das Erfassen des Gemeinten erst recht möglich.

Andererseits möchte der Text aber diese Weise der Erfahrung von Welt auch reflektieren. Hier muss die Sprache dann also das in ihrer ersten Stufe zur Erscheinung gelangte zusammenfassend interpretieren. Wissenschaftssprache arbeitet vorwiegend auf dieser zweiten Stufe. Sie benutzt definierte Begriffe, das heisst Sprache wird als blosses Transportmittel von festgelegten Bedeutungen gebraucht. Das Wort trägt eine ihm zugeordnete Bedeutung, oft eine, in welcher die Anschauungskraft vergeblich nach Ansatzpunkten einer interpretatorischen Bewegung sucht. Das Wort bleibt platt. Es soll ja auch keine Schattierung zulassen,

darf nicht schillern, weil es sonst mehrdeutig würde. Gefragt ist jenes ein-eindeutige Wort, das möglichst fern jeder Bildlichkeit seine klar umrissene Botschaft trägt. Diese Klarheit des Begriffes entfaltet nur dann ihren vollen Sinn, wenn der Begriff gestützt ist von einer Fülle von Anschauungen, aus der heraus er ja auch gewachsen ist. Anschauung findet sich aber nicht im Begriff sondern im dynamischen Einbilden. Nur wo Begriffe diese ihre Verwurzelung im Eingebildeten zeigen, vermögen sie ihre eigene Bedeutung auch zu tragen. Das doppelte Anliegen dieser Arbeit bedingt, dass beide Möglichkeiten der Sprache ins Spiel gebracht werden.

Im ersten Teil, in welchem es darum geht, das plastisch-dynamische Wahrnehmungsverständnis zunächst einmal einzuführen, anschaulich zu machen, wird Sprache vor allem in ihrem die Einbildungskraft anregenden Charakter verwendet. Wir träumen gleichsam einmal diese Sicht der Wahrnehmung, lassen uns tragen vom Grundbild des Ausgedehnten im Ausgedehnten. Aus diesen Bildern wird ein offenes, abstraktes Modell herausgearbeitet, das Wahrnehmung zwischen Lockerung und Sicherung denkt.

Im zweiten Teil soll sich das Modell im Beschreiben von alltäglichen Wahrnehmungssituationen bewähren. Auch hier wird die Sprache zunächst einsehbar machen; die die verschiedenen Möglichkeiten Wahrnehmung unter dem Aspekt der Dynamik in anschaulichen Situationen schildern. Immer aber beziehen sich diese Schilderungen auf die Polarität von Sicherung und Lockerung, sodass jetzt auch die Sprache des Modells einen immer wichtigeren Platz einnimmt. Die Welt wird auf Netzpunkte und Gleitzonen befragt und die Menschen in ihr sind nicht einfach Ausgedehntes, sondern im Leib begründete Eigenräume mit ihren drei elementaren Stufen: Körper, Sinne, Einbildungsfähigkeit.

Im dritten Teil schliesslich wird die herausgearbeitete Sichtweise des sich im Wahrnehmen lockernden und sichernden Eigenraumes im Raum der Welt in grössere Zusammenhänge gestellt. Die Anschauungsweise hat sich in den Begriffen des Modells erhärtet, sodass man jetzt vorwiegend mit ihnen arbeiten kann. Es wird nach den Bedingungen und dem Zusammenwirken von Lockerung und Sicherung gefragt, wobei sich zeigen wird, dass der Organismus

eine Tendenz zur Delegation der Sicherung hat. Mit dem Versuch, die Sicherung des Menschen durch den Mitmenschen und die Technik als verlängerte, veräusserte Formen der im Organismus angelegten Delegationstendenz zu verstehen, soll abschliessend die subjektzentrierte Auseinandersetzung mit Fragen der Wahrnehmung in den Rahmen der Sozietät gestellt werden.

A

ENTWICKLUNG DES MODELLS

Am Leitfaden der Taktilität soll ein Wahrnehmungsmodell entwickelt werden. Wählen wir eine Wahrnehmungssituation des Tastens als Ausgangspunkt. Es wird ein 'Urbild' entworfen, auf das im Laufe der Arbeit immer wieder zurückgegriffen wird:

Wenn man seinen Leib durch einen dunklen, stillen, unbekanntem Raum bewegen muss, bleibt für die Sicherung des Leibraumes nur der Tastsinn. Wie verhält sich der Leib in dieser Situation? Er geht in Standbein-Spielbein-Position, um über den einen Fuss sich mit dem Boden zu verankern, während der andere Fuss im Bewegen den fremden Raum austastet. Ähnlich bahnt er mit einer Hand oder dem Ellenbogen der gefährdeten Kopfregion den Weg, indem er mit dem erhobenen Arm eine Art schützende, vorwarnende Mauer bildet. Mit der anderen Hand vernetzt sich der Leib in ähnlicher Weise mit der Welt, wie über das Standbein, etwa indem er an einem Ast festklammernd sich Halt gibt. Wenn er vorrücken will, muss er sich mit neuen Ästen verklammern und das Standbein in die vom Spielbein als sicher gemeldete Zone nachziehen, neu ankern.

Wahrnehmung hat hier ganz deutlich eine doppelte Funktion: einerseits sichert sie im Verankern den Leib in der Welt, andererseits lockert sie ihn in der Bewegung. Aus einer verankerten Kernzone heraus wird das Unbekannte erschlossen. Dabei wird der Leib gleichsam zweigeteilt in die den Leib mit der Welt vernetzende Sicherungshälfte des Standbeins und in die gelockerten Zonen der welterschliessenden Extremitäten des bahnenden Arms und des Spielbeines. Die verankernde Kernzone muss immer wieder neu gebildet werden, wenn das Standbein in den neu erschlossenen

Raum nachgezogen wird. Welt wird also nicht einfach aus einem festgelegten Zentrum erschlossen, sondern aus einer stets neu zu bildenden Verankerung heraus.

Wahrnehmung vollzieht sich damit sowohl im Lockern als auch im Sichern. Um möglichst im Bereich des taktilen Verständnisses zu bleiben, werden zunächst die Lockerung, dann die Sicherung der plastischen Leibmasse in der Welt beschrieben. Das geschieht anhand von Bilderfolgen, da möglichst anschaulich in das von der Taktilität geforderte räumliche Denken eingeführt werden soll. Aus diesen Beschreibungen werden dann jeweils die Konsequenzen für die Wahrnehmung herausgearbeitet. Schliesslich gilt es in einem dritten Kapitel die beiden Wahrnehmungsweisen erneut im Zusammenhang zu sehen, das heisst ein Modell zu entwerfen, wie der wahrnehmende Leib im Raum der Welt gelockert-gesichert zu denken sei.

I Wahrnehmung als Lockerung

Das Ausgangsbeispiel zeigt, dass Wahrnehmung in diesem dunkeln Raum in zwei grundsätzlich verschiedenen Formen geschieht. Hier gilt es zunächst die lockernde Seite der Wahrnehmung zu verstehen. Was geschieht in den gelockert bewegten Teilen des Leibes ? Wie ist dieses Vortasten der Extremitäten geartet ? Um bei solchen Fragen nicht allzu rasch in die optische Denkweise zu verfallen, wird zunächst weiter ausgeholt und gefragt, wie denn Wahrnehmung als Bewegung überhaupt zu denken sei. Ist es überhaupt möglich, Wahrnehmung als Bewegung zu denken ? Findet Wahrnehmung nicht vielmehr gerade im Anhalten, im Verweilen beim Gegenstand statt ? Und doch, der sich bewegende Arm nimmt zweifellos wahr. Auch wenn er nicht ein klares Anderes erkennt, nirgends anhalten kann, so nimmt er doch wahr. Er spürt zum Beispiel einen Luftzug, oder Wärme, oder er nimmt gar die Leere wahr, so dem Leib meldend, dass er gefahrlos nachrutschen könne. Was ist denn dieses Wahrnehmen im Bewegen ? Wie zeigt sich dem Bewegenden die Welt ?

RAUMFLUTEN (Bilderfolge I)

Schwerelosigkeit. Unterschiedslose Helle. Weder Boden noch Horizont. Windstille. Kein Geräusch, kein Duft, kein Gedanke. Leeres im Leeren.

Lichte Dichte beginnt die Leere zu durchweben. Das nebelhafte Einerlei ballt sich da und dort zusammen, um sogleich wieder auseinander zu fluten. Wo Ballungskerne aufeinander zugleiten, durchdringen sich zunächst deren Randzonen. Engungen und langsames Ankündigen des Zusammenpralls. Kern kommt jetzt gegen Kern. Gegenseitiges Abplatten der Kerne. In der Prallzone verdichtet sich die Grenze durch die nachstossenden Kernmassen. Die Zentren bäumen sich ellipsoid gegeneinander auf. Die gemeinsame Grenzfläche wächst. Die Kugeln sind aneinander reibende Platten geworden.

Jetzt lässt der Druck der nachströmenden Massen nach. Die Kerne suchen wieder ihre kugelige Gestalt. Die gemeinsame Grenzfläche wird kleiner. Die Kugeln prallen zurück hinaus in die Leere, schleifen ungeschlüssige Randzonen mit sich als Schweif.

Dort verliert ein Schweif den Anschluss an die rollende Kernmasse. Spiralig dreht er verlassen in der Leere. Er rollt sich ein und wird sein eigener Kern. Er bildet in sich dichtere und lockerere Zonen und beginnt zu spüren, dass er selbst diese Zonen ist.

So richtungslos, ortlos und zeitlos durch die Leere flutend, spielt er mit sich selbst. Er macht sich weich und weit, segelt hauchdünn, seidig durch den Raum, bauscht sich wattig zusammen und lässt sich gleiten - das lichte Aussen in sich hineinnehmend.

Jetzt klumpt er sich ganz zusammen und spürt jetzt richtig seine Materialität. Er verdichtet sich einmal mehr in der einen Region seiner Ausgedehtheit, dann in einer andern. Manchmal baut er in sich mehrere Kernzonen, die über lockere Regionen verbunden sind, dann wieder bildet er einen harten Rand um weiches Inneres, oder baut einen soliden einzelnen Kern, um den er das Weiche versammelt.

So mit sich spielend, gerät die eigenständig gewordene Masse in andere Dichtefelder und merkt, dass sie in diesem Aussen ganz verschieden getragen wird. Wenn sie durch es hindurchgleiten will,

macht sie sich länglich und hart. Wenn sie sich vom Aussen bewegen lassen will, kehrt sie ihr Weiches nach aussen. Sie kann das Aussen auch durch sich hindurchziehen lassen, indem sie sich röhrenförmig durch das Andere hindurchtragen lässt.

Jetzt versucht sie, das Aussen einzufangen. Sie macht sich zur offenen plastischen Halbkugel und will sich schliessen. Das andere entweicht und sie wird durch das Reiben der Schliessbewegung weggestossen. Sie wiederholt das gleiche und entdeckt, dass sie sich auf diese Weise selbst im Anderen bewegen kann.

So pumpt sie sich, im Anderen gehalten, durch es hindurch: einmal schlank und schnell, dann behäbig ausladend und gemütlich. Wenn sie das Andere nicht einlassen will, macht sie sich hart und panzert sich. Wenn sie sich mit ihm vereinigen will, macht sie sich weich und diffus. Wenn sie viel vom Anderen spüren will, macht sie ihre Oberfläche riesig und weich. Wenn sie nichts spüren will, verklumpt sie sich zum kleinen Harten. Sich öffnend und schliessend, hart und weich werdend, badet sie im Anderen.

Das plastische Ineinandersein

In diesem ersten Teil der Bilderfolge wurde das Ineinandersein von Dichtefeldern in dynamischer Plastizität gezeigt. Sowohl die wahrnehmbare Aussenwelt als auch der wahrnehmende Leib werden in ihrer ganzen Beweglichkeit ineinander und aneinander gedacht. Dieses Denken des Ineinander zweier beweglicher Dichtefelder unterstreicht ein Raumverständnis, das nicht dem Herkömmlichen entspricht.

Welt ist nicht gegenüber und entfernt, sondern rundherum präsent und nah. Der flutende Klumpen ist mit ihr verklebt, indem er ständig in verschiedenster Weise an sie grenzt. Die Distanz ist in diesen Bildern aufgehoben, es gibt keine Leere mehr zwischen dem Klumpen und der Welt. Das unmittelbare Grenzen des Klumpens an die Welt führt dazu, dass keine Bewegung der Welt nicht auch Bewegung des Klumpens bedeutete, und dass andererseits auch jede Bewegung des Klumpens Bewegtwerden der Welt ist.

So kann in diesem Denken der Raum der Welt nicht als eine mit Objekten gefüllte Leere aufgefasst werden. Er ist nicht mehr das

entrückte Andere, in welchem die Leibmasse wie in einem Gehäuse drin ist. Er ist nicht mehr dieses statische Netz als welches wir ihn durch perspektivisch-statisches Sehen zu denken gelernt haben. Jetzt ist er vielmehr pulsierende materiale Dynamik.

Damit verschiebt sich auch das Verständnis des Inseins im Raum der Welt. Da ist nicht mehr ein Ichpunkt, der sich durch die statische Welt bewegt, und sie bloss registriert, als ob sie mit ihm gar nichts zu tun hätte. Da ist nicht mehr ein Subjekt, das durch das Gehäuse der Welt spaziert und dieses als ein vor sich hingestelltes Fremdes untersucht. Jede Bewegung des Klumpens ist Bewegtwerden der Welt, ist Einlassen oder Abstossen der Welt, ist Aufschneiden, Durchdringen, Streicheln oder Zuschlagen.

In diesen Begriffen wird deutlich, dass das Interesse auf die Peripherie der Klumpens verlagert wird. Es interessieren nicht mehr so sehr die Pole des Kontinuums Welt-Ich, sondern ihre Weise des Verknüpftseins. Also nicht mehr die Pole Aussen-Innen, Welt-Subjekt werden untersucht, sondern deren Aneinander-und Ineinandersein: die Grenzzone.

Die verschiedenen Formen des plastischen Ineinanderseins, bei dem sich die Dichtefelder ständig berühren, einmal sich hart gegeneinander abgrenzen, dann wieder sich ineinander einlassen, einmal sich ineinander verklammern und dann wieder aneinander vorbeigleiten, werden deutlicher, wenn wir die Möglichkeiten von Bewegungen des wahrnehmenden Klumpens näher untersuchen.

Der Leib als Konkretisation des Klumpens

Der Klumpen in der Bilderfolge entwickelte sich vom diffusen Dichtefeld über verschiedene Stufen der Plastizität immer mehr in Richtung eines lebendigen Wesens. Jetzt gilt es, den menschlichen Leib als diese plastische Masse im Raum der Welt zu sehen. Auch er hält und bewegt sich als Ausgedehntes im Raum der Welt.

Wie konkretisieren sich in ihm die grundlegenden Elemente des plastischen Inseins: Verhärten und Weichwerden, Öffnen und Schliessen ? Da diese Fragen schon in der Dissertation ausführlich behandelt wurden, sei nur das Wichtigste skizziert:

Als bewegliches Ausgedehntes mit harten und weichen Zonen kann der menschliche Leib Hartes oder Weiches gegen die Welt

stellen. Man denke etwa an Ausdrucksbilder der Wut oder der Hingabe. Zudem hat der Leib auch in der Muskulatur die Möglichkeit, sich hart oder weich zu machen. Dieses Hart- oder Weichmachen durch die Intensität der Muskelspannung führt nicht nur zu einer mehr oder weniger geballten Konsistenz der Leibmasse, es hat auch leibintern Konsequenzen: einmal sind die verschiedenen Teile des Leibes eng verknüpft, gekoppelt; dann wieder bewegen sie sich eher gelockert, fast möchte man sagen autonom.

Der Leib kann sich auch in die Welt hinein öffnen oder gegen sie verschliessen. Schon im tektonischen Aufbau gibt es offenere und geschlossener Bereiche; in der Motorik reguliert der Leib das Öffnen und Schliessen und auch das Einlassen oder Verwehren von Sinneseindrücken kann unter diesem Doppelaspekt verstanden werden. Dies lässt sich wieder deutlich an markanten Ausdrucksbildern ablesen, etwa Am sich öffnenden Leib im Staunen im Gegensatz zum sich schliessenden Leib in der stillen Verzweiflung.

Man kann also den Leib als ein offen-geschlossenes mehr oder weniger dichtes Ausgedehntes verstehen, das sich in die ausgedehnte Welt hinein hält und sich durch diese hindurchbewegt. Was heisst das nun für die Wahrnehmung ?

Wahrnehmung als Bewegung

Der gleichsam augenlose Leib, der sich dynamisch durch den plastischen Raum der Welt bewegt, sich in ihn hinein öffnet oder gegen ihn verschliesst, kennt nicht mehr die optische Distanz zwischen Welt und Leib, sondern nur das ständige Beieinandersein der Beiden. Das unmittelbare Aneinandergrenzen der beiden beweglichen Räume bedeutet ständigen Austausch jeder Bewegung - komme sie nun von der Welt oder vom Leib, immer überträgt sie sich sogleich. Jede Bewegung verschiebt oder durchbebt die Welt, Weltbewegung geht durch die Leibmasse, lässt sie erzittern oder schiebt sie weg. Bewegung der Welt ist zugleich Veränderung des Leibes, Bewegung des Leibes ist Veränderung der Welt.

Dabei geht es nicht um zwei feste Körper, die sich da berühren und verschieben, sondern um verschiedenartigste Dichtefelder, die sich einmal zur kristallharten Kante verengen und so aufs Deutlichste das Ende des Leibes oder den Anfang der Welt anzeigen, ein andermal dagegen sumpfig zurückweichen oder gar in nebelhaftdiffuser Konturlosigkeit die Randzonen des Leibes mit dem Anfang der Welt vermengen.

Der Grenzübergang ist also als Dichtefeld zu denken, dessen Anfang und Ende, innen und aussen, nicht immer eindeutig klar ist. Die Bewegungen der Welt werden in diesem Feld unmerklich zu denen des Leibes. Die Welt durchzittert ihn. Sein von der Welt generiertes Zittern, die Vibration des Leibes, wird zur Wahrnehmung. Aber auch umgekehrt werden die von ihm in jene Grenzzone entlassenen Bewegungen zu Bewegungen der Welt, die von ihm wahrgenommen werden können. So etwa wenn er sich ausdehnen will, sich durch Bewegung und Öffnung diese Weite schafft, dann wird der Rückzug des Anderen, der Welt, als Ausdehnung seiner selbst erlebt. Wahrnehmung ist aktive oder passive Bewegung.

So in ihrer gegenseitigen Bewegtheit eng verbunden, sind Wahrnehmender und Wahrgenommenes nicht mehr in der Hier-Dort Polarität zu denken. Das Zurückweichen des Einen ist immer Nachrutschen des Anderen, das Vorprellen des Anderen ist Getroffenwerden des Einen. Wahrnehmender und Wahrgenommenes sind hier aneinander und zwar in der Weise, dass einmal offen-lockere Zonen die beiden weich ineinander sein lassen, dann plötzlich zwei dichtere Felder aneinander geraten und sich verklammern oder auch deutliche Fronten gegeneinander kämpfen usw. Immer wird der Leib unmittelbar am Raum der Welt seiend gedacht.

Die Weise des Ineinanderseins von Welt und Leib in diesem plastischen Sinne zu denken führt eine enorme Dynamisierung sowohl der Welt als auch des Leibes mit sich. Alles verändert sich fortwährend, das fixiert Statische wird zur Ausnahme. Nicht mehr der Gegenstand interessiert, sondern dessen Entfaltung. Ebenso sehr, wie auf der Objektseite das Statische zugunsten der Entfaltungskraft verlassen wird, wird auch das wahrnehmende Subjekt aus seiner fixierten Zuschauerposition herausgeworfen, um in seiner ganzen Beweglichkeit die sich entfaltende Aussenwelt

einzubilden. Unter dem Aspekt dieser doppelten Bewegtheit - sowohl der wahrgenommenen Aussenwelt als auch des wahrnehmenden Organismus - wird Wahrnehmung zu einer nicht enden wollenden Entdeckungsfahrt. Der Leib stürzt durch unendliche, aufgebrochene Räume; steigt, sich auflösend, in die zu dünnwandigen Zonen der Helle; wird weich von aufdringenden Wassern der Angst; gleitet kreisend hinab in langsame Grotten des Rätsels ... Man ist mit solchen Bildern nicht nur nahe an der Taktilität sondern auch im Bereich der Musik, des Akustischen. Auch hier ist der Leib nicht in eine Welt gestellt, die leere Hülle, Struktur ist. Vielmehr badet er in einer plastischen Klangmasse, die einmal fein webend ihn durchstreift, dann ihn erweicht in sanften Harmonien oder in wuchtiger Flut fast erschlägt.

Wahrnehmen ist nicht Registrieren einer isolierten äusseren Wirklichkeit, sondern Innewerden des Bewegens und Bewegtwerdens.

Im sich Öffnen nimmt der Leib Freude wahr und ist freudig; im sich Verhärten nimmt er Zorn wahr und ist zornig; im Bewegenlassen der Welt und sich selbst spürt er deren und seine eigene Gelassenheit; im erregten Zusprung auf die Welt springt ihn die Röte ihres Rot an.

Wahrnehmung ist Begegnung des Leibraumes mit dem Raum der Welt. Sie muss in dieser dynamischen Räumlichkeit gedacht werden. Indem der Organismus als Raum gedacht wird, findet Wahrnehmung nicht nur in der optischen Achse statt, sondern kugelartig um den ganzen Leib herum und zwar gleichzeitig. Sie wird aber -je nach Verteilung der Aufmerksamkeitsenergie - einmal mehr da, dann mehr dort als Wahrnehmung wahrgenommen. Wahrnehmung ist damit etwas, das schon mit dem Sein des Leibes -nämlich als seine jeweilige Haltung und Bewegung -gegeben ist, das aber erst dann auch als Wahrnehmung registriert wird, wenn bestimmte Zonen dieses sich haltenden und bewegenden Leibes mit seiner Aufmerksamkeitsenergie belegt werden.

Wahrnehmung wird also gedacht als das Innewerden des Bewegens und Bewegtwerdens. Damit ist Wahrnehmung auf eine ständige Dynamik, sei es der Welt oder des Leibes, angewiesen. Nur wenn sich einer dieser Teile bewegt kann Wahrnehmung

stattfinden. Deshalb wird im Folgenden diese Form der Wahrnehmung Lockerung genannt.

Wie in der Bilderfolge deutlich geworden ist, hat bei dieser Form der Wahrnehmung weder der Leib noch die Welt irgendwelche feste Struktur. Alles ist flutend. Die Wahrnehmung ist in einem Urzustand, in welchem sie sich auf Wahrnehmung von Veränderungen beschränkt: Veränderungen des plastischen Raumes Leib oder der Masse Welt. So ist sie halt- und richtungslos.

Das, was man zunächst unter Wahrnehmung versteht ist aber gerade ein haltgebendes Moment. Der mit dem Standbein vernetzte Boden ist dann 'endgültig' wahrgenommen, wenn der Leib ihn sicher geortet hat, wenn er weiss, was es ist: *adaequatio rei et intellectus*.

So gilt es jetzt diese andere Seite der Wahrnehmung, das haltgebende Orten, die Wahrnehmung als Sicherung in ihren einfachen Formen zu untersuchen.

II Wahrnehmung als Sicherung

Bis jetzt - im plastisch-dynamischen Wahrnehmungsmodell - wurde Wahrnehmen als Bewegen und Bewegtwerden aufgefasst, als Wahrnehmung von Veränderungen. Dem ständigen Fluten von Leib und Welt war jegliche Kontinuität fremd - das plastische Gewoge war völlig regellos.

Nun ist aber gerade die Kontinuität ein wichtiger Teil der Wahrnehmung. So sind in unserem Urbild des suchenden Menschen im dunkeln Raum die gleichbleibenden Eindrücke über Haltearm und Standbein ganz wesentliche Elemente der Wahrnehmung, nicht nur das Bewegen der suchenden Extremitäten. Es wird in den verankernden Extremitäten eine Achse geschaffen, die sowohl die suchenden Bewegungen der anderen Leibeshälfte als auch die Bewegung der Welt ortet.

Wie sind solche gleichbleibenden Eindrücke in unserem Modell zu deuten ? Was bedeuten sie für das plastische Ineinandersein von Leib und Welt ?

Wenden wir uns -bevor wir uns der Analyse widmen -noch einmal den Bildern zu: Unsere plastische Masse war durch den Raum gestürzt, richtungs-und haltlos. Jetzt lassen wir sie Gestalt gewinnen und mit der gestaltwerdenden Welt einrastern.

RAUMSTURZ UND ORTUNG (Bilderfolge II)

Die plastische Leibmasse kommt in Fahrt. Ein Teil wird schwerer und zieht den Rest hinter sich her. Es bildet sich ein Vorne-unten aus, das sich anzeigt im schwereren Teil. Die Reibung an der Masse Welt ist dort am deutlichsten spürbar. Die einfache Polarität Vorne-hinten bleibt bestehen und lässt die Leibmasse spüren, dass jetzt kein Fluten mehr ist sondern gerichteter Sturz. Sturz auf etwas zu, das den Leib ausrichtet auf ein Dort in der Welt.

Der im Sturz gerichtete Leib wartet auf den Aufprall im Dort, Rauschen auf ein dunkles Anderes zu, das in der Richtung der dichteren Grenze des Vorne-unten erwartet wird. Das Rauschen verstärkt sich. Heisses Bremsen. Dumpfer Aufprall auf einer harten Masse, die nicht mehr nachgibt. Dunkle Stille. Das harte Andere bewegt sich nicht.

Die Leibmasse ist nicht mehr rundherum umgeben von Welt. Dort wo sie herkam ist Leere, vorne-unten unbewegliche, undurchdringbare Fülle. Der Leib wendet die harte geschlossene Grenze gegen die ängstigende Leere, saugt sich mit den weich-offenen Zonen am stabilen Anderen fest. Er spürt es jetzt genau. Es ist gleichförmig rauh. Auch wenn er sich auf ihm langsam vorwärtsschiebt, reagiert es nicht. Es bleibt homogen rauh und flach. Er liegt auf ihm ohne sich anklammern zu müssen. Er spürt, dass er nicht mehr in das leere Hinten-oben stürzen kann, aus dem er kam.

So robt er sich vor über das Rauhe-flache; einmal dahin, einmal dorthin, bis er in der zaghaften Helle sich zwischen zwei Glanzsträngen sieht, die in der Ferne zusammenzulaufen scheinen. Der Kreuzpunkt zieht ihn an. Also gibt er der Leibmasse ein neues Vorne und bewegt sich, den Kreuzpunkt im Blick behaltend, auf ihn zu.

Unten bleibt das Rauhe-flache. Oben die Leere. Vorne ist jetzt die Glanzkreuzung. Neben ihm hebt sich ein dunkler Klumpen von der

etwas helleren Umgebung ab. Auch er könnte auf dem Rauhen-
flachen liegen. Ein Riesenorganismus ? Ob er sich auch bewegt ?

Ein zunächst fernes Brummen nähert sich der Leibmasse. Das
Rauhe-flache zittert. Die Glanzstränge werden teilweise von einem
Schatten verdeckt. Das Brummen muss mit dem zwischen den
Glanzsträngen sich rasch nähernden Schatten zusammenhängen.
Die Leibmasse flüchtet sich auf die Seite des einen Glanzstranges.
Das Brummen wird zum Dröhnen. Die Leibmasse hat alle
Weichteile nach innen gekehrt, sich in einen schützenden Panzer
eingerollt und wartet geängstigt. Das Unten bebt. Ein Windstoss.
Das Geräusch entfernt sich. Das Unten beruhigt sich. Die
Leibmasse spürt wieder das Rauhe-flache. Der Schatten ist weg.
Die Glanzkreuzung ist wieder sichtbar. Der dunkle Koloss steht
noch neben ihr.

Es wird heller. Der Leib richtet sich auf dem wieder sicher
gewordenen Boden auf. Nicht mehr direkt umgeben von der Masse
Welt, muss er sich mit dem Blick auf den Koloss in der Leere
halten. Er ist ihm jetzt angrenzender Stützpunkt.

So findet er sich aufgerichtet in der hellen Leere des Tages. Unter
sich die Autobahn mit ihren richtenden Leitplanken. Vor sich der
Horizont mit der aus ihm herausragenden Wohnsiedlung. Hinter
sich das ferne Brummen des Lastwagens. Über sich die unendliche
Tiefe des Raums, aus dem er gestürzt war.

Das Vernetztsein

Der Leib ist - das sollte diese zweite Bilderfolge gezeigt haben -
nicht nur eine plastisch-dynamische Masse in der ebenfalls
beweglichen Welt, sondern er sucht sich auch Haltepunkte, um
sich im Raum der Welt aus-und aufzurichten.

Diese Haltepunkte können verschiedenster Art sein: Halt gab etwa
die unmittelbar an den Leib grenzende raube Fläche der Autobahn
aber auch die ferneren Elemente wie die Wohnsiedlung oder das
Geräusch des Lastwagens. Immer spannte sich der Leib aus in die
Welt, um Stützpunkte zu finden, durch die er sich orten konnte. Er
fand seine Haltung erst in dieser Halt bietenden Welt. In der
gleitenden Raumflut war dies unmöglich gewesen.

Nicht etwa nur der greifbare Ast unseres Urbildes bietet Halt, sondern auch die in der Ferne erscheinenden Gegenstände; ganz gleich, ob der Leib sie durch Auge, Ohr oder Nase zu packen versucht. Freilich ist es schwerer, sich an einem Geruch zu halten als an einem Ast. Wenn aber der Organismus ausgerichtet ist auf Vernetzung (und nicht auf plastisches Insein), wird er auch am diffusen Reiz des Geruches sich und ihn orten können.

So vernetzt sich also der Leib mit nahen und fernen Zonen der Welt, die ihm Richtung und Halt geben.

Schon im Sturz auf die Erde zu wird der Leib ausgerichtet. Er fällt auf etwas zu und in diesem Sinne hängt er in einem ausrichtenden Netz. In der optischen Ausrichtung ist die Vernetzung weit weniger total. Der Leib wird nicht nur ausgerichtet, sondern kann sich auch eigenaktiv auswählend selbst ausrichten. Trotzdem bleibt auch hier das grundlegende Phänomen der Vernetzung bestehen. Der Leibraum bildet momentane Verklammerungen mit dem Raum der Welt.

Ein Teil der Leibmasse stabilisiert sich jeweils an Teilen der Welt, verklebt sich für einen Moment mit der Welt. So etwa beim Klettern, wo einige Teile mit dem Baum verrastert sind, während andere - zum Beispiel die Augen oder die suchende Hand - neue Ankerpunkte suchen und erproben.

Im Verklammern mit der Welt tritt jeweils deutlich die Polarität Welt-Leib auseinander. Das Zwischen wird - paradoxerweise - intensiver als Grenze erlebt. Im vernetzenden Zupacken setzt sich der Leib gleichzeitig gegen die Welt, betont sein Ende und den Anfang des Anderen. Es vollzieht sich ein Abstandnehmen, das dem plastischen Insein fehlt. Dieses Distanzierende des Tastsinnes wurde von Erwin Straus in seinem grundlegenden Werk ‚Vom Sinn der Sinne‘ Springer, Berlin 1935 beschrieben. In unserem Kontext steht das Wort nicht nur für den Bereich des Tastens, sondern für jede Form des grenzsetzenden Verklammerns.

Der Leib als Zentrum der Vernetzung

Der Leib ist also nicht nur ein offen-geschlossenes bewegliches Dichtefeld sondern zugleich ein auf Verankerung ausgerichteter Organismus.

Im folgenden werden kurz die Verankerungsmöglichkeiten des Leibes beschrieben. Da dabei die ausgedehnt-materiale Organisation des Leibes entscheidend ist, wird von dieser beweglichen, strukturierten Räumlichkeit ausgegangen:

Der Leib ist ein gerichteter Organismus. Die Richtungen sind schon in der leiblichen Tektonik angelegt, aber auch die sinnlichen und geistigen Möglichkeiten können im Dienst dieser Ausrichtung stehen. Der sich ausrichtende Leib schafft sich in der Welt Ankerpunkte und zwar entsprechend der Organisation dieser Richtungen. So ist etwa das Verankertsein des Leibes mit dem Vorne anders geartet als das mit dem Hinten.

Eine erste Form der Verankerung in der Welt wurde darin gesehen, dass der Leib mit seiner Materialität im Netz der Schwerkraft hängt. Dies wurde prägnant fassbar im Sturz des Leibes in die Tiefe. An der Bewegung des 'Auf-etwas-zu' wurde die Vernetzung deutlich. Nun hat der Leib ja auch noch andere Bewegungsmöglichkeiten als bloss das Stürzen. Er kann sich nicht nur auf das Unten zu bewegen, sondern in allen sechs Richtungen seiner selbst. Diese Richtungen haben ihre je eigenen Formen der Tiefe, in die hinein der Leib sich hält und bewegt. An diesen Bewegungsmöglichkeiten des 'Auf-etwas-zu' werden im folgenden Möglichkeiten von Verankerungen des Leibes skizziert.

Die radikalste Form des 'Auf-etwas-zu' ist das bodenlose Fallen des Leibes in die Tiefe des Unten. Es ist völliges Ausgeliefertsein an die Kräfte des Kosmos. Die Unerbittlichkeit der Gravitationskraft bestimmt zwingend die Richtung. Der Leib hat jede Möglichkeit der Haltung verloren. Er ist nicht mehr in Gegenstellung zur Welt, kann diese Stellung nicht mehr schaffen. Die haltlose Leibmasse saust durchs Nichts. Nur der Sinn der Schwere zählt noch, die Richtung des nicht enden wollenden Hinab. Alle andern Sinne haben ihre Ortungspunkte verloren. Es gibt nur noch ein Vorne-hinten, angezeigt durch die etwas deutlichere taktile Grenzempfindung wegen des stärkeren Luftwiderstandes an den vorderst-untersten Teilen des fallenden Leibes. Ankerpunkt wäre erst die Halt bietende Materialität des Bodens. Der Leib ist hier zwar noch nicht verankert aber eindeutig ausgerichtet.

In die Tiefe des Hinauf kann der Leib nicht im gleichen Sinne hineinfallen, wie in die Tiefe des Abgrundes. Wenn aber Tiefe

gerichtete Bewegung des Leibes sein soll, wieso sprechen wir dann von der Tiefe des Himmels ? Wo ist hier die gerichtete Bewegung ?

Viele der wunderbaren Schilderungen über die Tiefe des Himmels stammen aus Träumereien von Liegenden. Irgendwo in der Natur liegend lassen sie ihren Blick in die Unendlichkeit des Raumes hineingleiten, nur hie und da sich an Wolkenfetzchen festklammernd, um diese bald wieder zu verlassen oder aber von ihnen selbst verlassen zu werden.

Das Erlebnis dieser Tiefe braucht Zeit. Deshalb reicht der kurze Blick in den Himmel, indem man bloss den Kopf kippt, nicht aus. Der Blick muss lange gleiten und Fixpunkte suchen können und dies ist für den Raum des Oben am besten im Liegen möglich. Es gibt Himmel, in die hinein der Blick nicht recht gleiten will. Er reicht bloss bis an den Himmel heran. Er schaut an den Himmel, bleibt in seiner Oberfläche stecken. Manchmal liegt das am Himmel, manchmal an der Kraft des Blickes.

Die Tiefe wird hier konstituiert durch die Bewegung des Blickes. Wir sind in diesem Augenblick ganz in die Bahn des Blickes hineingerichtet, nehmen in dem Bewegen in den Himmel hinein die Tiefe des Oben wahr. Wir sind dieser Form der Tiefe nicht ausgeliefert. Sie erschliesst sich durch die Aktivität des Blickens, wird also grossenteils von uns geführt. Ankerpunkt ist das optisch Erscheinende.

Auch der sich in die Tiefe des Vorne bewegende Leib will sehen. Aber dieses Sehen ist nicht mehr das freie Schauen in den Himmel, es ist ein Sehen, das eine eindeutige Funktion hat: es muss Freiraum suchen für den dem Blick nachfolgenden Leib. Das Sehen muss dem Leib Bahnen für die motorischen Bewegungen ausspüren.

Der Leibraum will sich sichern, vorwarnen durch die Optik. Er will wissen, wie die motorisch zu erschliessende Tiefe sein wird; will wissen um die Weichheit des Bodens und die möglichen Streifungen durch Fremdes. Die Tiefe des Vorwärts wird somit erschlossen durch die Zusammenarbeit von Optik und Motorik. Es ist die Tiefe des Handelns. Je nach der Art der Bewegung erscheint Anderes aus der Tiefe. Dem kriechenden Leib ist vor allem die Beschaffenheit des Bodens wichtig. Der durch die

Menschenmenge gehende Leib berechnet sich fortlaufend eine gangbare Gasse, indem er die Bewegungen der anderen Menschen vorauszudenken versucht. Der autofahrende Leib richtet sich an fernen Häuserecken oder Alleebäumen und sichert so seine schnelle Spur. Würde er, wie der Kriechende, auf den Boden schauen. Optik und Motorik arbeiten also in diesem Raum der Handlung intensiv zusammen.

Die 'vordere Tiefe' ist die Tiefe des Abschätzens, des Berechnens, des Planens und Vorausschauens. Es ist die Tiefe des wachen, tätigen, handelnden Menschen. Ankerpunkt dieser Gerichtetheit ist das Ziel. Wenn Tiefe durch die mehr oder weniger gerichtete Bewegung auf das Andere zu bestimmt sein soll, wie ist dann zu verstehen, dass wir auch von einer Tiefe, die hinter uns liegt, sprechen? Gibt es eine Tiefe des Hinten ? Wenn man sagt, man komme aus der Tiefe des Waldes, ist da die Bewegung nicht gerade der Tiefe entgegengesetzt ? Freilich steht der Leib jetzt am Waldrand und schaut in die offene Landschaft, aber indem er erzählt von der durchwanderten Tiefe des Waldes, richtet er sich auf den Zuhörenden aus in die Richtung des Erzählens, der Geschichte, des Sagens. Die Tiefe des hinter dem Menschen Liegenden ist die Tiefe der Sprache, die Tiefe der Erinnerung. Der Blick nach aussen schliesst sich, er steigt hinein in die Gefilde des Gedächtnisses.

Aus dem diffusen 'Hinten' der Erinnerung baut sich der Mensch einen neuen Raum, eine eigene Tiefe, deren Ausdehnung durch die Bilder der Vergangenheit bestimmt wird. Die Bilderwelt ist einmal klar und deutlich, dann weich und unbestimmt, dann wieder scheinen die Szenen sich ihm zu nähern oder aber vor seinem Blick zu versinken oder hinter einem Schleier sich zu verstecken: eine veränderliche, unberechenbare Tiefe, die manchmal unerbittlich geschlossen, dann wieder unendlich offen erscheint. Manchmal steht sie im Dienst unseres Suchens, manchmal aber auch öffnet sie einen Raum ohne gefragt worden zu sein. Die Tiefe des Zurückliegenden ist nicht überblickbar. Der Mensch ist ihren Bildern, die einmal erinnert, dann neu geschaffen sind, ausgeliefert. Mit Sprache versucht er die Bilder zu fassen; einige kann er festlegen, fixieren an ihren Ort, die meisten quellen weiter, entsichern fortlaufend den gewonnen gemeinten Boden.

Ankerpunkte dieses Ausgerichtetseins sind die Gegenstände der Erinnerung.

Die Form der Tiefe nach den Seiten zu erfassen fällt schwer, vielleicht gerade deshalb, weil die Eigenbewegung in diese Richtung sehr selten ist. Die Seite als Zone zwischen dem Hinten und dem Vorne ist weder unüberblickbar noch auch geplant, vorausgeschaut. Sie ist eine Zone der selbstverständlichen Präsenz. Die Dinge in dieser Tiefe sind einfach da, man muss sie nicht überwachen. Seitwärts bewegt sich der Leib nur im völlig vertrauten Raum. Sobald aus der Tiefe der Seite Gefährliches droht, wendet er sich völlig ab oder macht die Tiefe zur überblickbaren Tiefe des vor ihm Liegenden.

Dadurch, dass die Bewegung nach der Seite im Organismus nicht-spezial ausgebildet ist, erhält diese Art der Bewegung etwas übernatürlich Fremdartiges, etwas Weltentrücktes. Das Gleiten in die Tiefe der Seiten ist magisch, wohl gerade deshalb, weil es ein Bewegen ohne Ankerpunkt ist.

Weil der Mensch sich selten in diese Richtung hinein bewegt, ist das Vorhandensein dieser Tiefe am wenigsten bewusst. Wir haben unklarere Vorstellungen vom 'seitlich' als etwa vom 'auf-ab' oder 'rückwärts-vorwärts'.

Da nach den Seiten keine eindeutige Ausrichtung möglich ist, fehlen hier auch die Ankerpunkte. Hier steht eher das plastische Insein als das Vernetztsein im Vordergrund.

Der Leib, der sich entsprechend seiner Organisation in die Tiefen der Welt hinein ausrichten kann, schafft sich stabilisierende Ankerpunkte draussen in der Welt. Mit ihnen vernetzt er sich in je verschiedener Weise. Im Vernetztsein ist der Leib an der Welt gegen sie gehalten.

Wahrnehmung als Vernetzung

Neben dem plastischen Fluten hat der Leib auch eine Tendenz, sich mit der Welt zu vernetzen. Während im Fluten die Bewegung, das ständige Sich-Lockern des Leibes im Raum im Vordergrund steht, ist im Vernetzen die Stabilisierungstendenz, das Verklammern zentral.

Hier findet Wahrnehmung also im Anhalten des Flutens statt. In solchem Anhalten treten Leib und Welt markant auseinander, sodass eine Vernetzung des Auseinandergetretenen erst möglich wird. Erst dort, wo dem Leib aus der Welt Haltepunkte entgegentreten oder wo er sie sich schafft, kann er sich mit ihnen vernetzen.

Das Vernetzen muss aus dem plastischen Fluten heraus verstanden werden. Das Offen-geschlossene, bewegliche Dichtefeld des Leibes vernetzt sich nie total mit der Welt. Nur einige seiner Teile verklammern sich jeweils mit ihr, während andere in der gelockerten Art gleichsam an ihr schleifen, oder sich von ihr durchdringen lassen. Zudem ist die Vernetzung immer zeitlich beschränkt. Dem Festhalten folgt stets das Loslassen, das Lockern, um sich dann in neuem Verklammern wieder zu stabilisieren.

Da Leib und Welt beweglich sind, ist das Vernetzen nicht ein Einrastern in einem harten Gitter, sondern ein elastisches, momentanes Verklammern. So kann sich das Auge eines Spaziergängers über eine gewisse Zeit mit einem fliegenden Vogel vernetzen, der sich entfernt und wieder nähert. Die Verklammerung bleibt bestehen, obwohl weder der Leib, noch der Haltepunkt in der Welt völlig stabilisiert sind. Das Anhalten bei der Welt meint also nicht ein totales Immobilisieren des Leibes oder der Welt, sondern jenes elastische Verklammertsein. Der Leib schafft sich in solchen momentanen Verbindungen zur Welt ein flexibles Bezugssystem, in dem er sich im Bezug zur Welt ortet. Er spannt sich seinen Raum im Raum der Welt aus. Dieses Aufbauen des eigenen Raumes im Raum der Welt, sichert dem erwachenden Leib seinen Platz. Im Schlaf ist sein Leibraum mit der Welt nur ganz lose verbunden. Im Erwachen hängt er sich in die Netze der Gravitation, der Gerüche, Geräusche, Farben und Formen und in die Netze des logisch diskursiven Denkens ein. Er gibt den Gegenständen dieser Netze sowie sich selbst den jeweiligen Ort. Im vernetzenden Aufbau sichert sich der eigene Raum an der Welt gegen die Welt. Wahrnehmung als Vernetzung von Leib und Welt hat immer diesen Charakter der Sicherung. Sicherung im Sinne jener Gewissheit des Eingespanntseins das Halt gibt - selbst im anfänglich geschilderten grässlichen Sturz durch die Leere.

Der Leib nimmt also sowohl im lockernden Bewegen als auch im sichernden Vernetzen wahr. Diese doppelte Funktion der Wahrnehmung soll an einem Modell zusammengefasst werden.

III Wahrnehmung als Lockerung und Sicherung des Eigenraumes im Raum der Welt

Ausgehend von einem taktilen Wahrnehmungsverständnis wurde in einer plastisch-materialen Sprache die Räumlichkeit des wahrnehmenden Organismus zum Ausgangspunkt gemacht.

Dabei zeigte sich der Leib einerseits als ein offen-geschlossenes, bewegliches Dichtefeld, andererseits als ein auf Vernetzung tendierender Organismus. Entsprechend zeigte sich die Welt einerseits als plastisch-dynamische Masse, andererseits als Halt bietendes Netz.

Während im plastischen Insein Wahrnehmung vor allem Wahrnehmung der Beweglichkeit sowohl der Welt als auch des Leibes ist, steht im Vernetzen das Anhalten im Vordergrund. Ein Anhalten allerdings, das als momentanes Innehalten Teil der Bewegtheit ist. Indem so Wahrnehmung als Bewegen und Bewegtwerden gedacht wird, muss das Etwas, das bewegt wird, oder von dem der Wahrnehmende bewegt wird, stets mitgedacht werden und zwar in seiner konkret ausgedehnten Materialität.

So werden Leib und Welt als materiale Räume gedacht die sich durch eine ganz spezifische Form des Ineinanderseins auszeichnen. Modellhaft lässt sich Folgendes zusammenfassen: Die Organisation des menschlichen Leibes fundiert einen Eigenraum, der sich im Raum der Welt hält und bewegt. In diesem Halten und Bewegen grenzt sich der Eigenraum von der Welt ab sonst wäre er nur Welt - und ist zugleich mit ihr verbunden sonst wäre er völlig ausser ihr.

Der im Leib fundierte Eigenraum hat bestimmte Qualitäten. Zunächst einmal zeigt er sich als plastisch-dynamischer: Er kann sich ausdehnen und zusammenziehen, hart und weich machen, öffnen und schliessen. Unter diesem Aspekt des plastischen Inseins des Eigenraumes im Raum der Welt wird vor allem seine Beweglichkeit und sein ständiges Umgebensein von Welt betont. Der Eigenraum ist gelockert in der Welt.

Zum anderen zeigt sich der Eigenraum als gerichteter: Kraft seiner gerichteten Organisation hängt er im Netz der Welt, das ihm Haltepunkte für seine Ausrichtung anbietet. An diesen Ankerpunkten der Welt stabilisiert sich der Eigenraum indem er sich mit ihnen verklammert. Unter dem Aspekt der Vernetzung wird die Möglichkeit des momentanen Innehaltens des Eigenraumes betont, wobei dieses Innehalten nicht als totale Statik verstanden werden soll, sondern als dynamische Verklammerung. Der Eigenraum ist im Raum der Welt gesichert.

Als beweglich sich vernetzender wird so der Eigenraum im bewegten und zugleich Ankerpunkte anbietenden Raum der Welt gedacht. Als lockernd-sichernder bewegt und hält er sich in der bewegten und zugleich starren Welt.

Wahrnehmung wird jetzt verstanden als die Art und Weise, wie der Eigenraum sich im Raum der Welt hält und bewegt. Sie ist die Aufrechterhaltung und Veränderung des Eigenraumes in spezifischen Situationen. Sie hat damit aktiv-passiven Charakter, indem nicht nur die vom Eigenraum selbst ausgehenden Bewegungen und Vernetzungen Wahrnehmung sind, sondern auch das Bewegtwerden und Vernetztwerden von der Welt her.

Der beweglich sich vernetzende Eigenraum nimmt also einerseits im Bewegen von Welt und in seinem Sich-verklammern mit ihr wahr andererseits aber auch im Bewegtwerden und Ausgerichtetwerden von der Welt. Wahrnehmung spielt so im Spannungsfeld zwischen aktivpassiver Sicherung und Lockerung des Eigenraumes im Raum der Welt.

Um diesen modellhaften Gedanken zu veranschaulichen, gilt es jetzt, den wahrnehmenden Leib in konkreten Alltagssituationen zu beschreiben.

DER SICH LOCKERENDE UND SICHERNDE LEIB IN ALLTAGSSITUATIONEN

Ausgehend von einer tastenden Grundsituation wurde über zwei Bilderfolgen ein Modell des wahrnehmenden Leibes entworfen. Wie alle Modelle hat es einen sehr abstrakten Charakter. Der Eigenraum ist eine noch undefinierte plastische Masse mit Tendenzen zur Verankerung. Der Raum der Welt ist bis jetzt eine relativ homogene, reizarme Zone mit nur wenigen grundlegenden Elementen: Gravitation, Boden, Horizont und einige Objekte. Nun gilt es sowohl den Raum der Welt als auch den Eigenraum konkreter werden zu lassen.

Zunächst wird der Eigenraum in konkreten Räumen des Alltags gedacht. In Räumen also, die ihre charakteristischen Eigenheiten haben und so den Eigenraum herausfordern, mit ihnen umzugehen. Hier springen ihn konkrete Dinge an, oder weichen vor ihm zurück; hier zwingen ihm Strassen und Treppen bestimmte Bewegungen auf; hier können Blicke die Eigenraumgrenze verletzen. Es wird also in diesem ersten Kapitel nach den Elementen der Alltagsräume gefragt, die die Dynamik des Eigenraumes beeinflussen. Es wird sich zeigen, dass Alltagsräume manchmal sehr zwingend diese Dynamik bestimmen, oft aber auch durch ihre offene Mehrdeutigkeit den Eigenraum auffordern, den Spielraum, in den er sich hineinhalten und -bewegen will, selbst auszuwählen.

Im zweiten Kapitel geht es darum, den Eigenraum spezifischer zu definieren. Der menschliche Organismus mit seinen verschiedenen Möglichkeiten der wahrnehmenden Verankerung oder Lockerung wird beschrieben. Dabei wird von drei Stufen des Eigenraumes ausgegangen, die sich - unter dem Aspekt der Räumlichkeit - von der Struktur des wahrnehmungsfähigen Leibes her aufdrängen:

Der Eigenraum in seiner konkret-materialen Ausgedehntheit

Der Eigenraum in seiner Erweiterung durch die Fernsinne

Der von der Welt losgelöste Eigenraum der Einbildungskraft

Ein eigenes Kapitel wird schliesslich der Frage gewidmet, wie der eingebildete Raum mit dem konkret-material-ausgedehnten Raum zusammenspielt. Erst in dieser Begegnung von Eingebildetem mit Ausgedehntem wird deutlich, dass auch diese Fähigkeit des

Menschen unter dem Aspekt von Sicherung und Lockerung verstanden werden kann.

I Lockernde und sichernde Alltagsräume

Wahrnehmung ist die der Situation adäquate Aufrechterhaltung des Eigenraumes, wobei einmal die lockernde, dann die sichernde Tendenz im Vordergrund steht. Die Möglichkeiten, sich im Raum der Welt zu sichern oder zu lockern, hängen mit dem Aufforderungscharakter des jeweiligen konkreten Raumes zusammen:

1. Ein Mensch wandert in der Hochebene. Das Tal hat keinen eindeutigen Weg, also bleibt er einmal mehr in der Ebene, dann lässt er sich von einer Baumgruppe am einen Talrand anziehen, um später auf die andere Seite zu wechseln, wo ihn das glitzrige Grün des aufgebrochenen Andeergranits anzieht. Sein Blick, der eben noch mit einem Büschel Alpenrosen beschäftigt war, flieht hinaus in den Kranz der Berge und lässt sich von den hinter ihnen heraufziehenden Wolken in die Tiefe des Himmels hinein saugen. Der sich aus den Wolkenmassen gestaltende Bär wirft den Wanderer in den Innenraum seines Gedächtnisses: er verweilt bei seinem geliebten Plüschbären der Kindheit und macht wieder einmal den Verband um den verletzten Fuss des Bären. Er spürt dabei, dass der eigene Fuss vom Wandern auch etwas müde geworden ist, setzt sich hin, schaut die riesigen Ameisen an und genießt die Stille, deren Weite durch das von fernher wahrnehmbare Geflatter einer landenden Bergdohle ins Unendliche zu verweisen scheint.

2. Im sich anfüllenden Autobus steht einer, die Mappe zwischen den Füßen. Mit kleinen Bewegungen verschiebt er sich und die Mappe immer näher zur Stange, an welcher er sich mit den Händen festklammert. Sein Blick kontrolliert die einsteigenden Fahrgäste, die sich dichter und dichter um ihn scharen. Da kommt einer, mit dem er jetzt nicht sprechen möchte - also heftet er den Blick auch an die Stange, in die Nähe seiner Hände. Er wartet nur auf das Motorengeräusch, das endlich Zeichen der Abfahrt wäre. Irgendwann im Verlauf der Fahrt klebt ein Kind an seiner Kniekehle. Kurz verlassen die Augen die Stange, um zu überprüfen, ob das Kind nicht etwa an der Mappe herumfummle. Weit vorne wird die Haltestelle sichtbar. Jetzt hält sich der Blick an ihr. Kurzer Griff in

die Manteltasche - ja, der Wohnungsschlüssel ist da. Nun klemmt er die Mappe unter den Arm, nickt zum ungelegenen bekannten Fahrgast, blickt auf die sich öffnende Tür, auf die Stufen. Er steigt aus und schlägt zielbewusst den Weg zu seiner Wohnung ein.

Die zwei Beispiele zeigen, wie sehr die Dynamik des Eigenraumes von der Gesamtsituation des Wahrnehmenden abhängt. Es sind nicht nur die Polaritäten Landschaft-Stadt, Offenheit-Geschlossenheit, Weite-Enge, die den Eigenraum des Wahrnehmenden jeweils anders im Raum der Welt sein lassen, sondern auch Stimmungen und Bereitschaften dieses Wahrnehmenden. So brauchten wir nur den Wanderer traurig werden zu lassen, damit er den Kopf neigen würde, um sich in der Monotonie des Grases zu verklammern und so seinen geschrumpften Eigenraum gleichförmig durch die Welt zu schleppen. Oder wir könnten den Fahrgast sich verlieben lassen, sodass er anstelle der Verklammerung mit der Welt, locker in dieser Menschenmasse stünde, die Schläge des Autobusses mit seinen jetzt federnden Beinen auffangend, als ob er auf einem Wellenbrett nach Hause gleitete.

Der Eigenraum des Wahrnehmenden hält und bewegt sich in die jeweiligen Alltagsräume hinein, die gleichzeitig sichernde und lockernde Zonen anbieten. Gibt es Umwelten, die die Dynamik des Eigenraumes fördern oder hemmen? Wenn im folgenden dieser Frage nachgegangen wird, kann das eben beschriebene, wichtige Stimmungsmoment nicht ständig thematisiert werden. Die Betrachtung gilt also vorerst den die Dynamik des Eigenraumes beeinflussenden Elementen der Alltagsräume. Weitaus am einfachsten und deutlichsten ist die durch den Umraum bestimmte Dynamik des Eigenraumes an der motorischen Bewegung des Menschen durch den Raum ablesbar. Ihr wollen wir uns deshalb zuerst zuwenden.

In einem weiteren Schritt wird dann danach gefragt, wie zwingend diese, den Eigenraum beeinflussenden Elemente der Alltagsräume sind. Es wird am Spielraum gezeigt, dass Alltagsräume oft mehrfach überlagerte Ausrichtungs- und Bewegungsmöglichkeiten anbieten, und so den Eigenraum auffordern, seinen eigenen Spielraum zu wählen.

Gangräume

Wie also sind Eigenräume in ihrer Dynamik vom konkret-materialen Raum der Welt bestimmt ?

Es gibt Alltagsräume, die den Eigenräumen, ihren Ausdehnungen, Richtungen und Bewegungen fast keine Vorschriften machen. So etwa Wiesen oder Felder, die weder durch Wege noch Flüsse oder ähnliches strukturiert sind. Aber es gibt auch andere, die die Bewegungen enorm einengen und bestimmen: etwa jene Parkhausgänge, welche die Parkzonen mit irgendwelchen entlegenen Liftschächten oder Ausgängen verbinden. Als fast hermetisch abgeschlossene Röhren erlauben sie eigentlich nur zwei Bewegungen: vorwärts oder zurück. Zwischen diesen beiden Extremen ist eine Fülle von Alltagsräumen denkbar, aus denen einige herausgegriffen und beschrieben werden: Schon der kleine Weg auf offener Wiese ist Bewegungsanweisung. Er lädt ein, diese Wiese auf seiner Spur zu durchqueren. Vielleicht ist die Spur das Resultat von immer wieder gegangenen Schritten zwischen zwei wichtigen Punkten der Landschaft. Dann hätte also die Bewegung den Raum geritzt. Die Spur als Resultat einer oft wiederholten Bewegung zwingt jetzt die neu entstehende Bewegung in die Bahn der alten. Freilich ist dies ein lockeres Zwingen, man kann jederzeit die Spur verlassen, der Raum um den Weg herum ist ja noch offen, unverstellt. Dies ist anders bei einem Weg, der durch einen Gehsteig entlang einer Häuserfront gebildet wird. Hier ist das Ausbrechen aus der Spur nur noch auf die Seite der Strasse hin möglich. Die andere Seite ist durch die Häuserwand unbegehrbar. Diese Doppelheit von begehbarer und unbegehrbarer Seite eröffnet dem Eigenraum eine Menge von Möglichkeiten, den Gehsteig auszusprechen. Bewegt man sich nahe der Häuserwand entlang, oder eher in der äusseren Zone gegen die Strasse hin? Sind die Rumpf-, Kopf- und Augenfronten mehr in die geschlossenen Regionen hinein geöffnet oder in die offenen der Strasse oder vielleicht auch des Himmels ? Gibt es auf diesem Gehsteig schnellere und langsamere Spuren ? Bremst etwa der Blick in die Häuserwand hinein den Gang ? Aber hier sind wir bereits bei komplexen Koppelungsfragen von Optik und Motorik; Fragen, die vorläufig nicht unser Thema sind. Halten wir fest, dass die geschlossen-offene Situation des Alltagsraumes für den Eigenraum

eine Aufforderung ist, seine ihm adäquate Bewegungsspur zu finden.

Wenn auf beiden Seiten Häuserwände in die Höhe wachsen und man sich in einer Schlucht bewegen muss, ist die Ausweglosigkeit schon fast dieselbe wie beim Parkhausschlauch. Allerdings ist hier noch die Dachzone offen, was das Eingeengtsein von den Seiten her entschieden erträglicher macht. Aber auch die Wandungen sind in der Gasse anders als im Parkhausgang. Kleine Nischen und Türöffnungen, leicht verschobene Häuserfronten und zurück-oder vorspringende Bauelemente lassen das Gehen erfinderisch werden. Sie laden ein zu einem spielerischem Auskosten. Wie anders der Parkhausgang, in welchem sogar die Schaufensterauslagen - als Elemente der geradlinigen Flucht - nur Wand sind. Sollte einer doch einmal stehen bleiben, weil ein gezeigter Gegenstand sein Interesse und damit den Blick auf sich zieht, wird er - nach mehr oder weniger langem Verweilen in der Welt des Gegenstandes und seiner Erinnerungen - mit leisem Schauern entdecken, dass er in einem Raum stehen geblieben ist, der zum Anhalten eher unangenehm ist. Sicherndes Blickwerfen in die zwei Fluchten des Schlauches. Beschleunigter Abmarsch.

In der Gasse erwartet man zudem auch immer irgendwelche Seitengassen, die neue Bewegungsdimensionen erschliessen könnten. Obwohl vielleicht faktisch gar nicht mehr Bewegungsraum vorhanden ist, hat man das Gefühl von Ausweichmöglichkeiten. In diesem Raum bewegt man sich also anders, nicht nur wegen Wandformen oder Bodenstrukturen, sondern auch wegen den durch sie suggerierten Erwartungen. Man erlebt also nicht Enge, weil man weiss, spürt, ahnt, dass die jetzt faktische Enge bald durchschritten sein wird, dass man in andere Zonen kommen wird und nicht verdammt ist, in dieser Enge stetig fortzuschreiten. Sonst würde man wohl rasen, schreien, Auswege suchen. Nicht nur die materiale Ausgestaltung der Alltagsräume, sondern auch die jeweils in ihnen liegenden Erwartungen wirken sich auf die Bewegungen des Eigenraumes aus.

Es gibt in diesem Sinne hoffnungslose Räume und solche, die voller Ahnungen sind. Neben den lebensgeschichtlichen Momenten, die hier sehr wichtig sind (wie gut man einen Raum kennt, wie bestimmte Räume erlebt wurden), gibt es doch auch

einige formale Elemente, die einen Raum erwartungsvoll oder aber eher spannungslos erscheinen lassen:

Zum hoffnungslosen Raum gehört, dass man in ihm und von ihm nichts mehr erwarten kann. Dieser Raum ist so gut zu überblicken, dass in ihm nichts Unerwartetes einbrechen kann. Das Neue kommt nicht überraschend, sondern meldet sich von weit her an. Es gibt in einem solchen Raum auch nichts zu entdecken. Es ist alles klar und eindeutig in ihm. Mit keinem Schritt entdeckt der Leib Neues. Mit keinem Blick eröffnet sich etwas. Wie sehr er sich auch bemüht etwas Fremdartiges zu hören - immer nur die selben Geräusche. Der hoffnungslose Raum ist fugenlos dicht, ohne Nischen, immer von gleichen Geräuschen durchzogen und aus einem überall identischen Material gestaltet.

Die Wahrnehmungsbewegungen in einem solchen Raum führen zu keiner neuen Erfahrung, zu keiner neuen Sicht. Was sie dem wahrnehmend Sich-Bewegenden höchstens zeigen können, ist die isolierte Bewegung selbst. Weil diese Bewegung auf nichts Neues zugehen kann und so keine neuen Verankerungen und Lockerungen bilden kann, ist sie nur noch Eigenbewegung. Der Wahrnehmende ist damit zurückgeworfen auf seinen isolierten Leib, der vom Umraum nicht mehr angeregt wird, sich zu bewegen. So droht der Eigenraum in diesem hoffnungslosen Raum zu erstarren. Seine Bewegungen werden in diesem Raum sinnlos, weil sie nichts erschliessen können. So laufen sie gleichsam ohne Aussenwelt ab, werden zu Leerlaufbewegungen. Es bleibt nur noch die Möglichkeit zu internen Eigenraumbewegungen. Der Mensch ist zurückgeworfen auf sich selbst, er kann nur noch mit der in ihm angelegten Möglichkeit, Teile seiner selbst zur Welt zu machen, spielen. Sein eigener Leib wird Ziel seiner Bewegungen.

Der erwartungsvolle Raum ist schwerer zu beschreiben, weil er sich in verschiedensten Arten konkretisieren kann. Gemeinsam aber ist allen erwartungsvollen Räumen, dass in ihnen das Entdecken von Neuem nicht nur möglich ist, sondern dass es geradezu provoziert wird. Eben etwa in den beschriebenen Seitengassen, die die Erwartung von neuen Bewegungsräumen aufkeimen lassen. Venedig ist ein solch erwartungsvoller Raum par excellence. Ein altes Sprichwort sagt nicht von ungefähr, dass man nirgends so viele Schuhe abnütze, wie in Venedig. Diese Stadt macht eben

wirklich Spass zum Spazieren und Entdecken. Man wird geradezu süchtig nach immer neuen Bewegungserlebnissen:

Hinaus gleiten in einen offenen, unsymmetrischen Platz, von seiner Unregelmässigkeit sich herum spülen lassen, dann in einem Gässchen verschwinden, in dessen Tiefe ein Portal lockt, zu welchem man aber nicht gelangt, weil rechts plötzlich Marktlärm sich anmeldet und einen vom Vorhaben abbiegt hinein in die Klänge des pittoresken Marktes, der sich als Touristenfalle enthüllt und deshalb einen wegdrängt unter die engen Bögen entlang eines Nebenkanals, der auf den grossen Kanal hinweist und einen mitzieht, um eine riesige Holzbrücke zu zeigen, über die nicht zu steigen einem unmöglich erscheint und also sich hinauf locken lässt, um, bevor man schon richtig oben angelangt ist, den Blick freizugeben auf eine Dachzone drüben, die einen verheissungsvollen Palazzo anmeldet, den genauer anzuschauen man sogleich beschliesst und also hinabtaucht in die Gassen, etwa die Richtung wählend, in welcher man den Palazzo vermutet, doch plötzlich, von einer flutenden Menschenmasse abgetrieben, die Richtung verloren habend, in der Ferne den Bahnhof entdeckt, der einem sehr ungelegen kommt und einen also zu einer Kehrtwendung bewegt, die den Anfang des mühsamen Weges durch die abendlichen Heimkehrer bedeutet, und weil man weiss, dass gerade der Abend dort vorne am Meer faszinierende Lichter zu setzen pflegt ...

Der erwartungsvolle Raum ist nicht einfach derjenige, in welchem viel passiert, sondern derjenige, der ständig Fragmente eines Anderen auftauchen lässt, die den Leib dann zu genauerem Erfassen einladen und ihn so in diesem Raum fortlaufend in Bewegung halten. Zu ihm gehört also die Möglichkeit des Entdeckens. Um entdecken zu können muss in einem Raum Verdecktes sein. Verdecktes im weitesten Sinne als Unbekanntes, Verborgenes. Das kann die dem Fusse unvertraute Oberflächenstruktur eines Teppichs sein, das können aber auch Geschichten und Gerüchte von einem fernen Land, von Drüben sein oder verschlossene und halbgeöffnete Schubladen und Schränke. Solche Räume sind voll von Bewegungsanweisungen. Sie laden den Eigenraum ein, sich ständig lockernd-sichernd durch sie gleiten zu lassen und sich fortwährend neu mit ihnen zu vernetzen.

Gemeinsam ist diesen Räumen, dass sie in irgend einer Weise offen sind auf ein Anderes hin. Offen nach innen oder offen nach aussen: in sich hinein kann ein Raum Entdeckerenergien wecken oder aber auch aus sich heraus. Man kann sich ebensogut in die Schublade hinein, wie aus dem Fenster hinaus verlieren. Immer geht die Bewegung von unserem Leib weg in ein Anderes hinein - aber einmal ist das Andere in einem Innen, dann ist es in einem Aussen.

Nach diesen Gedanken über den erwartungsvollen und hoffnungslosen Raum gilt es, an einem einfachen aber wichtigen Element des Gangraumes, dem Boden, noch einmal zu zeigen, wie der Alltagsraum die Dynamik des Eigenraumes mitbestimmt. Wieder wird sich zeigen, dass gerade die Möglichkeit, sich jeweils neu mit dem Umraum zu vernetzen diesen spannend und erwartungsvoll macht.

Der Boden, auf welchem sich der Leib bewegt, bestimmt - neben all den taktilen Informationen über seine Materialität, die dem Leib gewisse Gangweisen vorschreiben - besonders auch das, was im Blickfeld erscheinen kann:

Der harte, flache, aus einem Material bestehende Boden bietet nicht nur den Füßen keine neuen Reize, auf ihm sich bewegend verschiebt sich auch das optische Wahrnehmungsfeld gleichförmig und ohne Überraschungen. Neues zeigt sich dem auf flachem Boden Gehenden nur vor einem Abgrund, wenn hinter dem Rand, dem Ende der begangenen Ebene, der Raum von drüben sich öffnet. Der ebene Raum ist also nur spannend, wenn es verschiedene Ebenen gibt. Hinter den Rändern der begangenen Ebene zeigt sich dann die andere Welt. Sollte die begangene Ebene keine gangbaren Verbindungen zum anderen Teil der Welt haben, befindet man sich wohl in der grässlichsten Form der Isolation, indem sich das Andere ständig zeigt ohne je erreichbar zu sein.

Die verbindenden Wege zwischen diesen Ebenen sind die hinauf- und hinabführenden Böden in ihren unendlichen Ausgestaltungen. Je nach ihren Weisen des Aufsteigens und Abfallens bieten sie dem Eigenraum andere Möglichkeiten der Konfrontation mit dem Alltagsraum.

Bei gewellten Böden etwa zeigen sich entfernte Dinge immer wieder, wenn man auf die Wellenberge kommt, um sich dem Gehenden im Wellental wieder zu entziehen. Ein faszinierendes Spiel der Näherung, das durch den Wechsel von Entdecken und Verdecken gesteigert wird.

Ein etwas anders geartetes Spiel von Ent- und Verdecken zeigt sich beim Gehen auf der Wendeltreppe. Man nähert sich hier einer neuen Ebene, deren Gegenstände zunächst in Frosch- oder Vogelperspektive erscheinen, um sich dann immer mehr in das Gesichtsfeld des gewöhnlich auf der angestrebten Ebene stehenden Menschen zu schieben. Es ist also eine Näherung von unten oder oben, zu der nun die Drehungen des Wahrnehmenden hinzukommen. Jedesmal, wenn ein Gegenstand dabei wieder auftaucht, sieht man ihn aus einer neuen Höhe, dann verschwindet er, weil man sich im Drehen von ihm abwenden muss, um darauf wieder zu erscheinen und zwar erneut aus veränderter Höhe. Stetiges Verschwinden und Wiederauftauchen des sich verändernden Gleichen.

Weniger komplex ist das Erscheinen der Welt bei der geradlinig abfallenden Rampe. Man nähert sich mit nur minimaler Verschiebung des Horizontes dem Unten, das nie verdeckt wird, sondern immer im Blickfeld bleibt. Gerade diese ständige Präsenz des sich nur wenig verändernden Vorne-unten kann das Gehen so elend lang erscheinen lassen, weil eben die Näherung sich nur so wenig zeigt. Wenn unten dann noch der Mensch wartet, den man liebt, zeigt sich die elende Länge des Ganges nicht nur darin, dass die Bewegungen sich im Leerlauf zu drehen scheinen und man also meint, nicht vom Fleck zu kommen, sondern vor allem auch in der mimisch-gestischen Verunsicherung, indem man durch die Spannung der Näherung immer wieder seinen Gefühlen der Freude und der Erregung Ausdruck geben möchte und gleichzeitig spüren muss, dass sie wegen der Distanz gar noch nicht gelesen werden können. Mit diesem Spüren brechen dann auch die mimisch-gestischen Bewegungen wieder in sich zusammen. Ein Spiel, das sich auf den langen Bahnhofperrons, wo die ferne Präsenz der Geliebten sich in ähnlicher Weise zeigt, immer wieder beobachten lässt.

Die veränderlichen Bodenstrukturen beeinflussen also die Wahrnehmung des Raumes nicht nur durch die taktile Information

über die Materialität des Bodens, sondern vor allem auch durch die Dynamik des Blickes, die durch die Bodenstrukturen mitbedingt ist. Man könnte - in einer zum Teil zwar falschen Analogie - formulieren, dass der Blick wie die Filmkamera mit dem Boden durch ein fahrendes Gestell verbunden sei, das eben die Bewegungen des Bodens auf den Blick überträgt.

Bis jetzt ging es um Wahrnehmungsbewegungen des Eigenraumes in statischen Alltagsräumen. Nun sind ja aber die Alltagsräume voller Bewegungen: Wolken, Wellen, Menschen und Fahrzeuge sind genauso Elemente der konkret-materialen Alltagsräume wie Häuser und Treppen. Wo der Alltagsraum selbst bewegt ist, entstehen neue Bedingungen für die Bewegungen des wahrnehmenden Eigenraumes. Zwar zeigt sich ihm etwas, ohne das er sich bewegen muss, aber vielleicht ist es nicht das, was er entdecken möchte. Die Situation ist also hier viel komplexer, indem sie ständig Neues zeigt und zugleich das soeben Gezeigte sich wieder verbirgt. Wenn hier etwas Bestimmtes entdeckt werden will, müssen die Bewegungen des Raumes oder des Gegenstandes mit in die Entdeckerbewegungen einbezogen werden. Es muss voraus berechnet werden, wann man wo zu sein hat, um dann jene Seite des sich bewegenden Elementes zu sehen, die man sehen möchte. Man kann auch hier den optisch beschriebenen Gedanken taktil formulieren, um so das Bewegungselement deutlich hervortreten zu lassen. Es geht dann um eine Art Tennisspieler-Problem. Dieser muss ja sehr rasch vorausberechnen, wo er zu sein hat, um den eben abgespielten Ball zu erreichen. Ganz ähnlich muss auch der Tänzer, der seine Partnerin für eine gewisse Zeit verlässt, um sie an einer anderen Stelle im Raum wieder zu treffen, sowohl die Bewegung der Partnerin als auch die eigene genauestens kennen, um nicht irgendwo alleine im Raum vergeblich auf die Tänzerin zu warten.

Man kann auch den belebt-bewegten Aussenraum auf die Polarität ‚hoffnungsvoll-hoffnungslos‘ hin befragen. Es ist auch hier wieder die Überraschung, die den Raum erwartungsvoll macht. Die Bewegtheit des Raumes darf also nicht völlig linear, ja sogar nicht einmal gleichmässig beschleunigt sein, denn dann ist die Vorausberechnung viel zu banal. Man weiss zu genau, was sich wie wo zeigen wird, was wann wo sein wird. Der erwartungsvolle Raum öffnet und schliesst sich unberechenbar. In ihm kommen Dinge auf

den Eigenraum zu, die im letzten Moment wieder abbiegen. In ihm kehren über längere Zeit stetig gewesene Bewegungen plötzlich um. In ihm bricht unmotiviert eine Wand auf. In ihm nähern und entfernen sich Klänge nach unbestimmbaren Gesetzen, vielleicht gar in seltsamer Nichtübereinstimmung mit der optischen Information. Die Bewegungen in ihm sind unstetig und unberechenbar. Im Extremfall werden dabei die Bewegungen dessen, der sich in diesem zufällig sich bewegenden Raum befindet, sinnlos, indem sie weder Annäherung noch Entfernung sind. Wohin der Leib in einem solchen völlig autonom sich bewegenden Raum auch geht, das Ziel wird ortlos sein. Das ständig sich entziehende und nähernde Andere entortet schlussendlich auch den Halt suchenden Eigenraum.

Die an der motorischen Bewegung des Leibes abgelesene Dynamik des Eigenraumes in Alltagsräumen hat gezeigt, dass die lockernde und sichernde Tendenz durch die Umgebung angeregt oder blockiert werden kann. Alltagsräume entwerfen gleichsam verschiedene Freiheitsgrade für die Bewegungen des Eigenraumes. Wo nur wenige oder immer gleichförmige Bewegungen möglich sind, fehlt dem Eigenraum das Spiel von Ausdehnung und zusammenziehen, das gleitende Lockern ist ihm versagt. Alles mit dem er sich verklammern will, ist schon bekannt. Er droht zu erstarren. Wenn dagegen der Beweglichkeit des Eigenraumes überhaupt nichts entgegensteht, findet er keine Haltepunkte mehr und kann sich so ohne Verklammerung nicht mehr orten. Er droht in der lockernden Bewegung sich zu verlieren.

Hineingehalten in solch sichernde und lockernde Alltagsräume vernetzt und gleitet der Eigenraum in Welt. Wie er sich jeweils mit den Alltagsräumen vernetzt, hängt - wie eingangs betont wurde - von der Gesamtsituation des Menschen ab. Die eben aufgezeigten Vernetzungs- und Lockerungsmöglichkeiten sind ja nicht völlig zwingend. Vielmehr sind die Alltagsräume angefüllt mit verschiedenen Vernetzungs- und Lockerungszonen, aus denen der Eigenraum jetzt auswählen muss. An Spielräumen wird diese Mehrdeutigkeit der Alltagsräume und die dadurch dem Organismus aufgezwungene Wahl des Bezugsnetzes beschrieben.

Spielräume

Eine einfache räumliche Situation: Eine Gruppe Bocchia-Spieler gibt einem Platz ohne Ausrichtung sofort eine gewisse räumliche Struktur. Das Ziel, die kleine Kugel, gibt der Spielergruppe ihre Richtung und weist zugleich den Zuschauern ihren Platz zu. Sobald eine Sequenz fertig gespielt ist, geht man gemeinsam zur kleinen Kugel, definiert einen neuen Ausgangspunkt und von diesem aus auch ein neues Ziel. Ein dem ersten adäquater neuer Raum ist aufgebaut. Durch zwei Punkte, den Wurfpunkt und den Zielpunkt, ist ein Raum geschaffen, der, für die Länge einer Sequenz, die Spieler ausrichtet. Die ruhige Gespanntheit des Kopfes und des Blickes entspricht der fixierend-zielenden Wahrnehmung.

Wenn dieses Werfen der kleinen Kugel in einem wirklich offenen, wenig strukturierten Raum geschieht - etwa auf den grossen Plätzen vor den Arenen in Südfrankreich -, dann wirft man sich gleichsam einen Spielraum in den Raum der Welt. Wo dagegen Bahnen für das Spiel vorbereitet sind, einfach eingerahmte rechteckige Felder, sind die Wurfrichtungen nicht mehr in gleichem Masse frei. Der durch das Feld gegebene Raum beschränkt die Möglichkeiten. Die Spieler werden in ihrem Werfen bestimmt durch die Richtung des gegebenen Rechteckes. Die konkrete räumlich Situation richtet die Spielenden aus. Auch in diesem eingengerteren Raumnetz bleibt allerdings eine gewisse Flexibilität bestehen, indem vorne und hinten in diesem Rechteck ständig ausgetauscht werden, je nach Standort von Spielern und kleiner Kugel.

Wenn nun das gegebene Spielfeld in ein weiteres Raumnetz eingespannt ist - etwa einen Dorfplatz oder eine Hafenanlage - kann es durch diese Ortung eigene räumliche Werte erhalten. Es ist dann nicht mehr bloss ein homogenes Rechteck sondern hat ein Hinten und ein Vorne. Hier hinten beim Baum, dort vorne bei der Kirche oder so ähnlich. Die Spielenden sind dann jeweils nach vorne oder nach hinten ausgerichtet, abhängig vom momentanen Spielstand. Die im freien Spielfeld richtungsbestimmenden Elemente - kleine Kugel und Spielgruppe - verlieren im stärkeren Raumnetz von Kirche und Baum ihre richtungsbestimmende Kraft und ordnen sich den vorgegebenen Strukturen unter.

Es wird somit deutlich, dass der durch die Gruppe konstituierte Spielraum mehr oder weniger durch die schon bestehenden

räumlichen Situationen geprägt wird. Der Raum, in welchem sich ein Spielraum aufzubauen beginnt, kann mehr oder weniger strukturiert sein und damit für ein gewisses Spiel prädestiniert oder eben gar nicht geeignet sein:

Ein leicht abfallender Rasen, der unten in eine Ebene ausläuft, ist ungeeignet für ein Fussballspiel, dafür kann er Aufforderung sein zum seitlichen Herunterrollen, um dann ausfindig zu machen, wen es am weitesten gerollt hat. Eine grosse flache Wiese ist ideal zum Hornussen oder Reigen tanzen, dagegen gibt sie nichts her für ein Versteckspiel. Dafür ist vielmehr ein verwinkelter Häuserkomplex geeignet. Man braucht bloss das Zentrum - den Anschlagpunkt - zu setzen, sich über die ungefähren Grenzen des Spielraumes einigen, und schon kann es losgehen. Beim Hornussen muss schon mehr verändert werden. Man muss gefährdete Objekte schützen oder wegräumen, muss die zum Spiel notwendigen Gegenstände bereitstellen, muss mit dem Setzen der Abschussrampe der Wiese ohne Ausrichtung eine eindeutige Richtung geben.

Der Spielraum ist also in lockerer Weise mit dem Raum der Welt verbunden, indem er sich in ihn hineinbaut. Dabei werden zum Beispiel dem Alltagsraum neue Richtungen gegeben. Es werden störende Objekte weggeräumt und es werden jene Elemente, Zeichen, die nicht schon vom Alltagsraum gegeben sind, für das Spiel aber gebraucht werden, eingebaut. Einfache Spielräume zeichnen sich meistens aus durch dieses schöpferische Einbeziehen von Alltagsraum-Elementen in den sonst vom Alltagsraum losgelösten Raum.

Man ist geradezu versucht, eine Typologie der Spielräume zu entwerfen, die nach dem Mass der Verflochtenheit von Alltagsraum und Spielraum aufgebaut wäre. Am einen Pol stünden dann Spiele wie das Versteckspiel, das ganz entschieden die Elementen aus dem Alltagsraum integriert und am anderen Pol die klar aus dem Alltagsraum heraus gestanzten Spielfelder, wie etwa das Fussballfeld oder die Arena.

Die Verflochtenheit von Alltagsraum und Spielraum macht klar, dass der immer gleiche Raum sehr verschiedene Wertigkeiten zu tragen vermag. Was für den Spielraum Zentrum ist - etwa der Ort des Anschlages beim Versteckspiel - braucht für den Alltagsraum

keineswegs Zentrum zu sein. Dieser hat vielmehr andere Zentren und Richtungen, je nach den in ihm sich vollziehenden Funktionen.

So wurde oben etwa die Kirche als ein mögliches Zentrum beschrieben, welches den Platz dominierte und ihm Richtung gab. Es ist aber auch denkbar, dass gegenüber der Kirche ein Restaurant ist, das den Platz in einer anderen Weise ausrichtet und ihm ein zweites Vorne gibt. Wenn dann in irgendeiner Platznische noch eine Garage in Betrieb ist, ergibt sich eine weitere Richtungsachse für den immer gleichen Raum. Das Raumnetz der Sakralwelt wird also überlagert von einem Raumnetz des Ausruhens, des Plauderns und von einem weiteren der Arbeit. Diese sich überlagernden Raumnetze mit ihren je eigenen Zentren, Grenzen und Richtungen, machen den Alltagsraum mehrwertig. Es gibt in solchen Alltagsräumen kein ein-eindeutiges Vorne und Hinten, Oben und Unten, Links und Rechts. Vielmehr sind diese Bezugspunkte des Raumes abhängig von den jeweiligen Ausrichtungen der in ihm seienden Menschen. So hat denn der gleiche Raum mehrere Vorne, verschiedene Zentren und variable Grenzbereiche.

Damit ist der wahrnehmende Eigenraum nicht einfach vom homogenen Raum der Welt umgeben, sondern von sich überlagernden Raumnetzen. In seinem Ausdehnen und Zusammenziehen, in seinem Öffnen und Schliessen und in seinem Sich-Ausrichten wählt er sich aus den sich überlagernden Raumnetzen diejenigen aus, in die er sich hineinbewegen will. Er schafft sich eben gleichsam seinen Spielraum.

So geht der eine beim Spazieren am Ufer des Meeres, den Blick in den Horizont hineingerichtet, seinem eigenen Diskurs zuhörend, auf der harten Zone des verklebten Sandes, geradeaus, während der andere mit nackten Füßen kurvig mit dem Schaumsaum des Meeres spielt und mit den Augen die purzelnden Muscheln verfolgt und das Gespräch mit dem Rauschen des Meeres verbindet. Gedanken austauschend ziehen die zwei Eigenräume durch den gleichen Raum der Welt. Indem sie sich je anders in ihn hineinhalten und -bewegen, nehmen sie anderes wahr.

Das Aufbauen des eigenen Spielraumes in den Netzen der Alltagsräume, so wie wir es bis jetzt beschrieben haben, geschieht meist unbewusst oder in den Zonen des sogenannten

Vorbewussten. Der Eigenraum dehnt sich aus, schliesst sich, verankert sich oft ohne dass man darum weiss. Es gibt aber auch Bereiche, in denen das Aufbauen des eigenen Spielraumes konkret wird: etwa wenn man eine leere Wohnung neu einzurichten hat. Hier baut man sich um die wenigen architektonischen Vorgaben herum seinen Spielraum selbst auf. Man setzt Zentren, entscheidet über die Materialität der Grenzzonen, schafft sich Gang- und Ruheräume, gibt Haltungsanweisungen durch das Mobiliar, betont und verdeckt, setzt mit Bildern und Objekten auch Ansatzpunkte für Einbildungsbewegungen.

Die Beispiele vom Eigenraumes in konkreten Alltagsräumen fordern jetzt, auch den Eigenraum konkreter zu fassen. Wir können nicht mehr einfach von dieser plastischen auf Lockerung und Verankerung tendierenden Masse sprechen, denn einmal geht es in den Beispielen um Verankerung in der Taktilität, dann im Optischen oder gar im Denkerischen. Was ist denn also dieser Eigenraum ?

II Die drei Stufen des Eigenraumes

Um das Modell des lockernd-sichernden Eigenraumes im Raum der Welt anschaulich werden zu lassen, wurde zunächst die 'Welt' durch konkret-material-ausgedehnte räumliche Alltagssituationen ersetzt. Dabei wurde deutlich, dass jetzt auch der 'Eigenraum' spezifischer definiert werden muss.

Der menschliche Organismus als Grundlage des Eigenraumes scheint verschiedene Möglichkeiten der wahrnehmenden Lockerung oder Sicherung bereitzustellen. Im Anfangsbild wurde der Eigenraum - ganz dem Anliegen der Arbeit entsprechend, Wahrnehmung am Modell der Taktilität zu denken - einfach als ausgedehnte Leibmasse gedacht. Ein Teil dieser Masse verklammerte sich mit dieser Welt, während der andere Teil sich in die Welt hinein bewegte und sich wieder aus ihr zurückzog im Sinne des dynamischen Flutens. Dann aber wurde auch die optische Wahrnehmung in diesem Spiel von Sicherung und Lockerung gesehen und schliesslich war auch die Rede von Bildern, die Ausgangspunkt für Bewegungen des Eigenraumes im Einbilden sein können.

Im Erleben wirken alle diese Komponenten zusammen. So kann einer etwa taktil im Hier und Jetzt verankert sein, mit den Augen draussen am Horizont herumschweifen und gedanklich zwischen jenem Horizont und seinem Innenraum des Denkens hin und her springen. Die Fülle solch kombinatorischer Möglichkeiten von Lockerung und Verklammerung macht ja gerade die immer wieder betonte Dynamik des Eigenraumes aus.

Bevor dieses Zusammenspiel beschrieben werden kann, müssen aber die verschiedenen Ausformungen des Eigenraumes klarer gefasst werden. Dabei werden drei Stufen des Eigenraumes besprochen, die sich unter dem Aspekt der Räumlichkeit vom Aufbau des menschlichen Organismus her aufdrängen:

Der Eigenraum in seiner konkret-materialen Ausgedehntheit

Der Eigenraum in seiner Erweiterung durch die Fernsinne

Der von der Welt losgelöste Eigenraum der Einbildungskraft

Der Eigenraum in seiner konkret-materialen Ausgedehntheit

Wie konkretisiert sich das Spiel von Lockerung und Sicherung in der unmittelbar an Welt grenzenden Masse des Leibes ? Die plastische Masse des Leibes kann sich entweder mit der Welt verklammern oder an ihr schleifen. Die Konsequenzen des Verklammerns oder des plastischen Inseins wurden schon oben ausführlich beschrieben. So können wir uns hier kurz fassen:

Schon im einfachen Gehen wird das Zusammenspiel von Verklammerung und Lockerung deutlich. Während der Eigenraum sich mit dem einen Bein mit der Welt vernetzt, lockert er sich mit dem anderen in ihr und erschliesst so eine neue Zone der Vernetzung. Ähnliches geschieht, wenn einer eine Leiter hochsteigt, sich dabei mit der einen Hand sichert, um so die andere Hand frei zu haben für das Suchen der nächsten Sprosse. Aber nicht nur die Extremitäten - an denen zwar das Phänomen am deutlichsten fassbar wird - haben diese doppelte Funktion. Der Eigenraum kann sich auch durch andere seiner Teile, zum Beispiel den Rücken, der sonst meist frei bewegt wird, mit der Welt verklammern. So, wenn er sich an eine Mauer anlehnt und sich damit eine gewisse Stabilität gibt.

Das Anlehnen ist eine sanftere Weise der Verklammerung als etwa das Zupacken. Aber immer noch steht es im Dienste der Stabilisierung des Eigenraumes. Auch in den verschiedenen Formen des Sitzens kann man Nuancen in der Intensität der Verklammerungen mit der Welt ablesen. So gibt es Menschen, die sich gerne tief in die Stühle setzen, den Rücken an der Lehne, beide Füße flach auf dem Boden, die Unterarme auf den Lehnen, sodass eine ausgesprochen rechtwinklige Situation entsteht. Andere liegen geradezu im Stuhl, indem sie sich mit dem Gesäss auf der Sitzkante sichern, die Beine vor sich hin strecken und mit dem Nacken sich an der Rücklehne stützen. Wieder andere sitzen auch auf der Vorderkante der Sitzfläche, aber mit vorgebeugtem Rumpf, dessen Gewicht durch die auf die Knie gestützten Ellenbogen auf die Unterschenkel übertragen wird. Neben all diesen, die Schwere betonenden Haltungen, sei schliesslich noch jene erwähnt, die Verankerung möglichst vermeiden möchte, etwa wenn man auf der Ecke eines Tisches sitzt, die Beine baumeln lässt, den Rumpf und das Haupt hoch aufgerichtet.

Lockernd-sichernd bewegt und hält sich der Leib in der Welt. Nun liegt es an der - von Helmuth Plessner ¹ so deutlich herausgearbeiteten - Dualität, dass der Mensch zugleich sein Leib ist als ihn auch hat, dass dieser Leib sich selber Zone für Lockerung und Sicherung werden kann. Wir können uns nicht nur an der Welt sichern und lockern sondern auch an uns selbst (vgl. C II).

Es gibt labilere und stabilere Bereiche in diesem plastisch-ausgedehnten Eigenraum. Neben dem harten Skelett hängt an uns das Fleisch, das sich vom verhärteten Panzer bis zur empfindsamen Membran wandeln kann. Der hart-weiche Raum der Welt ist damit im als Objekt erfahrbaren Leib repräsentiert. Anstatt sich an der Welt zu sichern, kann sich der Leib auch an stabilisierten Zonen seiner selbst sichern. So kann etwa der im Wachsein gehaltene Rumpf Fixpunkt für die Arme werden, die sich in lockernder Wahrnehmung frei um den Rumpf herum bewegen, während sie sich in sichernder Wahrnehmung intensiv mit dem Rumpf verkleben: Zum Beispiel, indem die Oberarme die Seiten des Rumpfes abdecken und die Hände die Genitalzone schützen.

¹ Helmuth Plessner: Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie. Walter de Gruyter, Berlin 1928

Hier wird der Rumpf mit den Armen zu einem harten Einheitsblock, der sich als geschlossene, kompakte, erstarrte Masse gegen die Welt stellt. In der lockeren Beweglichkeit dagegen spielen die Arme die Rolle einer weichen austastenden Zone um den Fixpunkt Rumpf herum, der in gewissen Situationen sogar selbst weich werden kann, etwa wenn in bestimmten Tanzformen Schulter und Becken sich lockern und der Atemrhythmus die ganze Rumpfmasse in pulsierende Dynamik versetzt.

Das Vernetzen und Lockern spielt also auch intern im Eigenraum selbst, weil dieser in einem Verhältnis zu sich stehen kann. Teile des Eigenraumes übernehmen die an der Welt gewonnene Stabilität, um so anderen Teilen eine gewisse Flexibilität zu ermöglichen. Das interne Spiel von Haltung und Lockerung führt zu ausdruckspsychologisch markanten Bildern. Man kann an verschiedenen Menschen deutliche Präferenzen für interne Zonen der Stabilisierung und Labilisierung ablesen.

Auf der Stufe der plastischen Ausgedehntheit der Leibmasse besteht die Möglichkeit, Punkte der Verankerung im Leib selber zu schaffen, weil der Leib ja selbst auch Teil der Welt ist und für den Menschen zum Gegenstand werden kann. Welt ist damit in der Leibmasse vertreten als materiale Achse für mögliche Sicherung und Haltung. Die Sicherung ist nur dann effektiv, wenn die Achse mit einem Netzpunkt der Welt verbunden ist, das heisst wenn der Eigenraum an einer genügend dichten Materie gestützt ist.

Der Eigenraum bewegt sich nicht nur als Ganzes in und durch die Welt, sich öffnend und schliessend, sondern hat auch zu sich selbst solche Verhaltensmöglichkeiten. Als ausgedehnte Leibmasse hält und bewegt er sich in der Welt aber auch in sich selbst. Die Verklammerung oder Lockerung ist dabei konkret-material, sei das nun in der Muskelspannung, die den Kopf mit der Schulterzone vernetzt und löst, oder im Festklammern und Loslassen der Hand an der Leiter - immer sind Sicherung und Lockerung an ausgedehnte Materialität gebunden. Das Angebot solcher Materialität in den Alltgräumen - so wurde in B I gezeigt - entscheidet mit über die Möglichkeiten von Sicherung und Lockerung des Eigenraumes.

Der durch die Fernsinne erschlossene Eigenraum

Der Eigenraum ist nicht nur durch seine konkret-materiale Ausdehnung in den Raum der Welt hinein gehalten und gelockert, sondern auch durch die sogenannten Fernsinne: das Sehen und das Hören. Hier sind es nicht mehr die unmittelbar an die Haut grenzenden Dichtfelder, auf die er sich stützt oder an welchen er gleitet, sondern im Falle der Optik Entrücktes, im Falle der Akustik allgegenwärtig Durchdringendes. Über das Vermittelsein des Leibes mit der Welt in diesen verschiedenen Sinnen wurde in der Dissertation ² gehandelt.

Da nun das Sehen der Fernsinn par excellence ist, soll an ihm das distante Insein des Eigenraumes im Raum der Welt gezeigt werden. Zunächst wird zu fragen sein, ob es denn so etwas wie einen festen Boden, auf dem man sich Verankern kann, im Optischen auch gebe. und ob andererseits ein Entsprechendes zum plastischen Insein aufzufinden sei. Mit anderen Worten: Es wird nach den Möglichkeiten der Sicherung und Lockerung im optisch erweiterten Eigenraum gefragt.

Da man den Rorschach-Test verstehen kann als Analyse des jeweiligen optischen Umganges mit Welt, wird anschliessend skizzenhaft gezeigt, wie man die Erkenntnisse Rorschachs unter dem räumlichen Aspekt der Wahrnehmung deuten könnte.

War das Sichern und Lockern des material-ausgedehnten Eigenraumes auf die Materialität der Welt angewiesen, so ist es für den optischen Eigenraum auf das optisch Erscheinende angewiesen. Gibt es denn unter diesem optisch Erscheinenden solches, mit dem sich der Eigenraum eher ausrichtend vernetzen kann und anderes, in dem er mehr gleitet, in dem er im Sinne des plastischen Flutens eher entrichtet wird ?

Optisch kann sich der Leib nicht mehr unmittelbar an ihn Grenzenden halten oder lockern. Das optisch Erscheinende ist draussen, entrückt. Wie soll sich denn der Leib an diesem Draussen halten können? Was muss gegeben sein, dass er optisch zupacken kann? In welchen optischen Situationen wird andererseits das Draussen 'weich', sodass er zu gleiten beginnt?

² Walter Siegfried: Mensch - Bewegung - Raum. Dissertation, Zürich 1977

Damit der Leib sich mit den Augen am Entrückten draussen halten kann, müssen zwei Dinge gewährleistet sein: Prägnanz des Umrisses und Tiefenschärfe. Zunächst muss der Gegenstand dort draussen klar umrissen sein. An der prägnanten Kontur kann sich der Blick festklammern, verankern. Der Gegenstand, als in die Konturen seiner Oberfläche Gebannter, ist in seiner Ausgedehntheit festgelegt, kann als sicherer Zugriffspunkt den Augen Halt bieten. Der klare Umriss des dort draussen Entgegenstehenden gibt dem Leib seinen Ort im Verhältnis zu ihm: 'vista del mare', 'vista della piazzetta'.

Für einen Moment lang bleiben im eindeutigen Fixieren eines Umrisses Leib und Welt stehen. Sie erstarren in einer momentanen Verklammerung, stanzen so im Erstarren aus der gegenseitigen Bewegtheit von Leib und Welt einen Ausschnitt aus. Dieses Erstarren macht es aus, dass auf Umrissprägnanz gerichtete Epochen der Malerei eine besondere Vorliebe für tote Objekte zeigen. Häuser, Krüge, Gitarren drohen nicht, wie die dem Lebendigen innewohnende Dynamik, ihre Konturen zu sprengen. Ihr Umriss bleibt, wenn man aus einer festgelegten Position auf sie blickt. Das Objekt bietet dem Auge sichere Haltepunkte, insofern jedenfalls, als das Objekt auch in der Tiefe seinen sicheren Ort hat.

Was gibt denn dem optisch erscheinenden Objekt seinen eindeutigen Ort in der Tiefe? Wodurch wird die Distanz von hier nach dort optisch klar fassbar?

Wenn zwischen dem Leib und dem Anderen nur Leere ist, also keine Vergleichsobjekte bestehen, reicht auch ein noch so klarer Umriss nicht aus um das Andere zu sichern. Es ist zwar formal eindeutig, aber dem Leib fehlt die Möglichkeit, ihm seinen Ort in der Tiefe zu geben. Dadurch kann er sich an ihm nicht halten. Erst wenn das Objekt durch Überschneidung mit anderen Objekten oder durch abgestufte Helligkeitswerte sowie durch möglichst klare Oberflächenstruktur seinen eindeutigen Ort in der Tiefe des Raumes hat, kann der optische Eigenraum sich an ihm sichern. Erst dann ist nämlich die von der sichernden Tendenz verlangte Hier-Dort-Polarität gewährleistet.

Das optisch Erscheinende muss also nicht nur im Umriss sondern auch in der Tiefe geortet sein, um dem sich ausrichtenden optischen Eigenraum sichere Ankerpunkte zu bieten. Am

statischen Bild zusammengefasst, bietet der linear-perspektivische, tiefenscharfe Raum der ausrichtenden Vernetzung die besten Sicherungspunkte.

Wie steht es mit der Lockerung des optischen Eigenraumes ?
Welche Elemente des optisch Erscheinenden fördern das plastisch-dynamische Gleitenlassen ?

Auch hier sind es wieder die Elemente des Umrisses und der Tiefenschärfe, die bestimmend sind, nur eben mit umgekehrten Vorzeichen. Die fleckenhaften, mehr oder weniger dichten Zonen des Helldunkel vereinigen Undeutlichkeit des Umrisses und der Tiefenschärfe. In ihnen findet das Auge keinen Ankerpunkt, gleitet in die Tiefen des Raumes, taucht ohne Halt und Ende. Die im Helldunkel 'weich' gewordene Welt setzt dem gleitenden Auge keine Grenzen, lässt deshalb den durch sie erschlossenen Eigenraum sich ausdehnen und zusammenziehen, gleichsam bodenlos schweben. Das Helldunkel repräsentiert einen Raum verschieden dichter Zonen, die als schwerere und leichtere aneinandergrenzen und ständig in Bewegung sind. Der optische Eigenraum ist diesem Fluten ausgeliefert. Er überlässt sich im wolkig Ungeformten der unendlichen Tiefe der Welt.

Neben dem wogenden Helldunkel, bei dem sowohl Linearität als auch Tiefenschärfe preisgegeben sind, wirkt noch ein anderes Element des Optischen entortend: eine bestimmte Auftrags- und Erscheinungsweise der Farbe.

Es ist vor allem das Verdienst des Orphisten Robert Delaunay und der deutschen Expressionisten, auf diesen entortenden Charakter der Farbe aufmerksam gemacht zu haben. Sie, die den alten Bildraum in viel radikalerer Weise als vor ihnen die Kubisten zerbrechen wollten, fanden in der grossflächig aufgetragenen Farbe das entscheidende Element. Sie gestalteten die der Farbe eigene Dynamik.

Farbe kann schlagartig unseren optischen Eigenraum auf sich zentrieren. Sie durchbricht durch diese provozierte Dynamik den Zwischenraum zwischen dem Sehenden und ihr selbst. Damit hebt sie die für die Sicherung notwendige Distanz auf und gehört so mit zu den lockernden Elementen des optischen Eigenraumes. Das gilt nur dann, wenn sie grossflächig und formal nicht stark gebunden erscheint.

Auch im optischen Eigenraum kann also der Mensch sich eher sichernd oder lockern bewegen, und zwar indem er aus dem reichen Angebot sich einen Spielraum wählt, der eher Vernetzung oder Gleitenlassen zulässt. Dies sei abschliessend an einigen Bemerkungen zum Rorschach-Test aufgezeigt:

Rorschach hat belegen können, dass selbst bei einer reduzierten Wahrnehmungssituation - einmal wird die Welt als Unbewegte gedacht, indem der Wahrnehmende auf ein Bild schaut, zum anderen wird auch dieser Wahrnehmende in gromotorischer Ruhe gedacht, indem er vor dem Bild sitzt und nicht etwa durch eine Galerie spazierend Bilder wahrnimmt - verschiedene Menschen ganz unterschiedlich mit dem immer gleichen Angebot an Wahrnehmungsmöglichkeiten umgehen. Die einen springen auf Farben, andere lassen sich auf feine Helligkeitsunterschiede ein, und wieder andere lassen sich von Umrissen leiten³. Die diesen Wahrnehmungsvorlieben zugeordneten Schwerpunkte auf der Seite des Psychischen sind:

Das Affektiv-Emotionale für das Eingehen auf Farben

Das Stimmungshafte für das Eingehen auf Helligkeitsunterschiede

Das Rationale für das Eingehen auf Umrisshaft-Lineares.

Wenn man diese Wahrnehmungsvorlieben als Grundhaltungen des optisch-erschlossenen Eigenraumes im Raum der Welt auffasst, ergeben sich folgende Grundformen des Eigenraumes:

Der affektiv-emotionale Eigenraum spannt sich unmittelbar in ihn anziehende Regionen der Welt aus. Er fragt nicht nach dem Dazwischen-oder Danebenliegenden. Stark ansprechbar auf Umweltreize springt er rasch auf sie zu, droht in dieser Unmittelbarkeit manchmal den Überblick zu verlieren. Denn er gleitet nicht langsam in die Tiefe der Welt sondern weitert sich schlagartig in die ihn ansprechende Zone aus.

Das gleitende plastische Insein gehört zum stimmungshafte Eigenraum. Hier schleifen Welt und Eigenraum aneinander,

³ Die B-Deutungen (Zeichen für Introversion und Empathie) werden hier ausser Acht gelassen, weil ihr formales Korrelat schwer auszumachen ist. Am ehesten entspricht dieses Wahrnehmen unseres Erachtens der Raumauffassung des Futuristen Umberto Boccioni. Das formale Korrelat wäre in den kraftgespannten Linien, die zwischen Hd. und F. liegen, zu sehen. Vgl. typischste Kinästhesie-Tafel III: die Rückenlinie oder Tafel V in b- und d-Stellung: die Beuger-Streckerlinie.

übernehmen die gegenseitigen Bewegungen, sodass sich der Eigenraum einmal in dichter Weite zu verlieren droht, dann wieder von der dunklen Schwere der Welt bedrückt und durchdrungen, selbst dicht und eng wird.

Der rationale Eigenraum schliesslich ist der sich vernetzende Raum. Er richtet sich auf bestimmte, sichere Netzpunkte der Welt aus. Indem er sich mit ihnen verklammert, hebt er sich auch zugleich markant von ihnen ab. Seine Gefahr ist, im distanzierten, abtötenden Anhalten zu erstarren.

Will man auch noch den empathischen Eigenraum skizzieren, so zeichnet er sich aus durch dynamische Plastizität, die aber im Unterschied zum rein stimmungshaften Raum nicht durchlässig ist, sondern begrenzt. Begrenzt nicht im Sinne des ausgerichteten distanzierten Ausschnitts der Rationalität, sondern rund herum an die Bewegungen der Welt grenzend, also mehr auf Ganzheit als auf Klarheit tendierend.

Zusammenfassend kann man formulieren, dass die optisch wahrnehmbare Welt - selbst in der reduzierten Situation der zehn Tafeln - dem Eigenraum verschiedene Möglichkeiten der Entfaltung anbietet, vom Sprunghaft-Zupackenden über verschiedene Formen des diffundierenden Gleitenlassens bis zum abständigen Anhalten. Die Weise, wie sich der optisch erweiterte Eigenraum jeweils im Raum der Welt sichernd-lockernd hält, scheint das Sich-Halten in der Welt überhaupt zu repräsentieren.

Der von der Welt losgelöste Eigenraum der Einbildungskraft

Bis jetzt ging es vor allem darum, das Spiel des Eigenraumes im konkret-material-ausgedehnten Alltagsraum zu untersuchen. Dabei wurde auch der Eigenraum als konkret ausgedehnter gedacht, indem er etwa in Stellungen und Bewegungen des Leibes sich konkretisierte, oder als optisch erschlossener Raum die Weise des In-der-Welt-Seins ankündigte.

Nun kommt es ja auch vor, dass der Mensch sich in Welten glaubt, die sich später als Traum, Hirngespinnst, Zukunftsvision oder Verweilen in Erinnerungen erweist. Wie ist der Eigenraum in dieser Welt der Einbildung ? Worin unterscheidet sich dieses Insein von dem in Alltagsräumen ?

Während die Räume des Alltags den in ihnen seienden Menschen gemeinsam sind, sind die Menschen in den Räumen der Einbildung je allein. Sie können die anderen Menschen höchstens teilhaben lassen an diesen Räumen, indem sie sie ihnen zeichnen, erzählen oder sonst irgendwie nachgestalten. Ihr Sein aber in ihren Räumen der Einbildung können sie nicht mit den anderen teilen in der Art und Weise, wie sie etwa mit ihnen das Insein im konkret-materialen Raum eines Hauses teilen.

Freilich hat man diese Gewissheit der einzigartigen, nicht mitteilbaren Eigenheit des Einbildungsraumes nur, sofern man sicher ist, im Raum der Einbildung zu sein. So lange man es nicht weiss - etwa im Traum oder im Wahnsinn -, meint man natürlich, den eingebildeten Raum mit den von sich selbst geschaffenen Objekten und Menschen gemeinsam zu haben. Man wandert mit selbst erfundenen Traumgestalten durch selbst geschaffene Räume, trinkt mit ihnen eingebildete Getränke und gleitet mit den erfundenen Geliebten durch innere Klangräume, stets glaubend, dass man in einem - oft zwar wunderbar seltsamen - realen Aussen sich befände. Gerade diese Totalität der Illusion macht es ja aus, dass man diese Formen des Inseins in einem Raum als Wahrnehmung ebenso ernst nimmt, wie die des Inseins in den konkret-material-ausgedehnten Räumen.

Auch wenn immer wieder versucht wird, die Welt des Traumes sprachlich nachzugestalten und so mitteilbar zu machen, spürt man dabei meist deutlich - vor allem als Erzählender -, wie das eindeutige Insein in den Räumen des Traumes, so wie man es im Träumen erlebt hatte, zu verlieren gehen droht. Man bringt noch Bilder heraus, vielleicht einen Film, aber man steht draussen, schaut als Erzähler mit den Zuhörenden in die Welt des Traums, während man eben im Träumen real in jener Welt war.

Auch beim Nacherzählen einer Situation, die sich im konkret-ausgedehnten Raum vollzogen hat, kann sich diese Schwierigkeit bemerkbar machen, aber doch in einer etwas anderen Weise. Hier kann man sich nämlich auf den gemeinsamen Raum beziehen, in welchem man sich befand, gerade weil die Zuhörenden - mindestens potentiell - auch in ihm leben: "Du kennst ja die Kurve bei St. Urban und weisst wie die Rosemarie fährt, wenn sie guter Laune ist. Wir kommen also mit einem guten Hunderter die Strasse hinunter...".

Die Kurve meines Traumraumes kennt kein Mensch. Ich habe sie selbst gebaut, bin der Einzige, der das seltsame Gefühl kennt, das sich einstellt, wenn man mit dem Wolkenwagen aus himmlischen Höhen in sie hinein rauscht und durch die Reibung zum Fisch verwandelt durch Korallenriffe taucht. Nur einer könnte meine Faszination der Kurve verstehen: der Kutscher des Wolkenwagens. Da war nämlich ein Kutscher, obwohl nichts diesen Wagen zog - ausser vielleicht die ferne Präsenz jener Kurve. Aber eben, dieser Kutscher ist ja jetzt nicht mehr da und ich kann mich auch nicht auf ihn berufen, weil ihn ja niemand kennt.

So bin ich allein mit diesem Traumraum, kann ihn bloss mit Vergleichen beschreiben, die mich im Ungewissen lassen, ob die Zuhörenden etwas von meiner real-erlebten Situation erfassen. Alle gemeinsamen Bezugspunkte, die ich für die Erzählung aufbaue, sind künstlich, denn niemand war mit mir in jener Welt. Ich kann den Wagen nicht zeigen, in welchem wir fahren, und an meinem Körper sind keine Spuren von Schuppen mehr sichtbar, obwohl ich sicher bin, dass ich ein Fisch war. Man glaubt mir zwar, dass ich das geträumt habe - aber eben nur geträumt. Dass ich in jenen Situationen wirklich war, diese einzigartige Gewissheit des Erlebens muss ich alleine tragen. Ich bin diesen selbstgeschaffenen Räumen ausgeliefert.

Der Traum ist wohl die deutlichste Form dieses selbst geschaffenen Innenraums, in welchem man handelt und lebt, als ob es ein konkret-material-ausgedehnter sei. Am deutlichsten deshalb, weil die Bezüge zum konkret-materialen Aussenraum nahezu gänzlich aufgehoben sind. Hie und da mögen zwar Reize aus jenem Aussenraum den Traum auslösen oder in bestimmte Bahnen lenken, aber das Entscheidende dabei ist ja, dass sie gerade nicht als Reiz aus dem realen Aussenraum aufgefasst werden, sondern sofort von der Traumwelt aufgesogen, angeeignet werden. Einen Schlafenden von aussen zu erleben ist deshalb so faszinierend, weil man spürt, wie er seinem eigenen Raum ausgeliefert ist und wie er die reale Umgebung vernachlässigt. Dies reizt gewisse Menschen ja dann auch, die Schlafenden in andere Räume zu tragen, um sich dann am Schreck des sich zu orten versuchenden Erwachenden zu amüsieren. Aber auch ohne das billige Amusement auf Kosten des Anderen ist das Beobachten des Erwachenden aufschlussreich, indem deutlich wird, wie hier je nach

Person und Situation mehr oder weniger mühsam der Bezug zum konkret-materialen Aussenraum aufgebaut wird.

Doch bleiben wir noch bei diesen selbst geschaffenen Einbildungsräumen. Wenn auch weniger eindeutig als im Traum, so wird doch auch in anderen Situationen das Sein in solchen Einbildungsräumen spürbar. So kommt - ganz ähnlich dem Erwachenden - der in Gedanken Versunkene in den gemeinsamen Raum zurück, indem er sich etwa im inzwischen weitergeführten Gespräch wieder zu orientieren versucht mit Fragen, die ganz eindeutig anzeigen, dass er soeben völlig abwesend gewesen sein muss. Vielleicht war er bei einem Ereignis des vergangenen Tages oder bei der ihn morgen erwartenden Situation beim Chef. Mag sein, dass er sich als Rigoletto auf einer Bühne befand oder als Kind in seinem Gärtchen Schnittlauch pflanzte. Jedenfalls hatte ihn etwas aus dem gemeinsamen Raum des Gespräches in seine Innenräume der Erinnerung, der Wünsche oder Ängste geworfen, aus denen heraus er jetzt wieder Zugang zum Gespräch suchen muss.

Also auch wenn man sich aus dem Hier und Jetzt in die Zukunft oder Vergangenheit gleiten lässt, gerät man in die Zone jener selbstgeschaffenen Innenräume, da man sich ja nur noch auf das Eingebildete und dessen Produkte verlassen kann. Die Vision der Zukunft stückelt man sich aus dem Aufgenommenen zusammen, und dieses Aufgenommene, das Repertoire des Erinnerungten, ist oft schwer nachprüfbar, weil eben jetzt die gemeinsame Situation nicht mehr ist, anhand derer man sich versichern könnte, richtig zu sehen. So dem Registrierten überlassen, am Faden des Gehirns hängend, ist man den Innenräumen der eigenen Vergangenheit und Zukunft ausgeliefert.

Auch wenn man sich noch so klar an gewisse Ereignisse aus der Vergangenheit zu erinnern meint, es bleibt immer Einiges ungewiss, das man sich dann einfach irgendwie dazu denkt. Gerade in dieser Verlebendigung der Vergangenheit, in der Appräsentation der Erinnerung, verfälscht man die damaligen Ereignisse und entzieht sich so selbst den Boden des Vertrauens.

Ebenso ungewiss ist das Sein in den Räumen der Zukunft. Wenn man sich in Situationen hineindenkt, die gar noch nicht als konkret material-ausgedehnte sind, fehlt wieder das lebendige, jedem

zugängliche, materiale vergleichbare Aussen. Was man in diesem Innenraum der Zukunft erlebt und sieht, kann man mit niemandem teilen, man ist vereinzelt in diesen Räumen, weil sie die eigenen sind.

Freilich kann man mit Gesten, Bildern, Erzählungen von diesen Ereignissen in Vergangenheit und Zukunft erzählen, aber dann steht das Mitteilen im Vordergrund und nicht mehr das Verweilen in diesen Ereignissen. Indem das Mitteilen zentral wird, ist man dem Innenraum nicht mehr ausgeliefert, sondern schaut ihn an und setzt das Gesehene und Erlebte um.

Es scheint dem Menschen möglich zu sein, sich aus dem gemeinsamen, konkret-material-ausgedehnten Raum zurückzuziehen in eine Art je eigene Innenräume der Einbildung. Sie sind für das Erleben genauso plastisch und material, wie der gemeinsame Raum. Deshalb gelten für das träumende Insein im Traumraum die gleichen Gesetze von Sicherung und Lockerung wie sie für den konkret-material-ausgedehnten Raum beschrieben wurden. Freilich kann dann ein Felsen, auf den man sich stützen will, schwammig weich sein, aber diese Weichheit wird im Traum mit all ihren Konsequenzen real erlebt, sodass man dann also verzweifelt nach neuen Sicherungspunkten Ausschau hält. Erst wenn man die Innenräume aus dem gemeinsamen Raum heraus anschaut, wird klar, dass es eine bloss eingebildete Welt war, also von Plastizität und Materialität, Ausdehnung und Konkretheit wenig die Rede sein kann.

Im Raum des Eingebildeten ist der Mensch allein. Der Raum in den er sich einlässt ist selbstgeschaffen. Durch dieses selber Schaffen ist er oft eine prägnante Verdichtung aus dem wachen Raumerleben des Träumenden, sodass der jeweilige Umgang mit dem Realraum am Insein im Traumraum verdeutlicht abgelesen werden kann.

Also kann der Traumraum doch nicht so hermetisch abgeschlossen sein vom Realraum. Dieser Raum des Traumes, der Erinnerung, des Denkens ist nicht eine hermetisch abgeschlossene Welt der Hirngespinnste, sondern, wie der hier gewählte Oberbegriff 'Einbildung' anzeigt, eine Welt, die man hereingenommen hat, eine eingebildete. So sind die Träume durchsetzt mit bekannten Situationen aus dem Alltag und in der erinnerten Welt bespricht

man bedrückende Fragen mit zwar verstorbenen, aber nichtsdestoweniger realen Menschen, die man sich eben damals eingebildet hat.

Andererseits ist aber auch der konkret-material-ausgedehnte Raum nicht völlig losgelöst vom Einbildungsraum erlebbar. Vielmehr ist er durchsetzt mit Elementen des Einbildungsraums. So trifft man im konkret-materialen Raum Gegenstände und Menschen, die man nicht einfach als solche hinnehmen kann, weil sie für einen jeweils ihre Geschichte haben, die man sich eingebildet hat. Diese Einbildungen bringt man bei jeder neuen Begegnung mit ins Spiel als Wissen, Erwartungen, Ängste.

Der Mensch scheint also als Organismus so angelegt zu sein, dass er sowohl an einer gemeinsamen Welt teilhaben als auch sich soweit aus ihr herausheben kann, dass er nur noch am Faden des Gehirns mit ihr verbunden ist. Er ist nie total in die Welt eingelassen, aber zugleich auch nie von ihr gänzlich entlassen, da ihn eben jener eigene Raum der Erinnerung und der Zukunft nie ganz in Ruhe lässt. So kennt er nicht einfach Schlaf und Wachsein. Sein Wachsein ist durchsetzt vom Schlaf und sein Schlaf gefüllt mit Wachsein.

So stellt sich nun hier die Frage, wie denn dieser Eigenraum des Einbildens sich auswirkt für die lebendige Begegnung des Leibes mit dem konkret-material-ausgedehnten Raum der Welt. Was spielt dieser je eigene Innenraum bei der Begegnung mit der Welt für eine Rolle ?

Weil es hier um zentrale, spezifisch menschliche Fragen der Wahrnehmung geht, wird diesem Bereich ein eigenes Kapitel gewidmet.

III Das Zusammenspiel von eingebildetem und konkret-material-ausgedehntem Raum

Der Einbildungsraum schien zunächst völlig losgelöst zu sein vom konkret-material-ausgedehnten Raum, indem jeder Mensch als Einzelner in seinen je eigenen Einbildungsraum geworfen ist.

Weil dieser aber aus dem allen gemeinsamen Raum der Ausgedehntheit heraus eingebildet ist, ist er doch in gewisser Weise mit ihm verbunden. Das folgende Kapitel soll diese Weise

des Verbundenseins untersuchen, um zu zeigen, dass auch die Einbildungskraft im Dienst von Sicherung und Lockerung steht.

Zunächst wird der Prozess des Einbildens beschrieben, um zu erfahren, inwiefern eigentlich der Einbildungsraum sich vom Realraum unterscheidet. Die Verfügbarkeit der Elemente, die im Realraum in ihre Situationen gebunden sind, wird sich als Hauptunterschied herausstellen.

Diese flexible Verfügbarkeit - so wird in einem zweiten Schritt zu zeigen sein - macht es aus, dass das im Realraum Erlebte dem Eingebildeten zugeordnet oder aber durch es gelockert werden kann.

Schliesslich wird nach den Charakteristiken der Situationen gefragt, die den Eigenraum der Einbildung eher zur Lockerung oder zur Sicherung drängen.

Das Einbilden

Im Wort 'Einbilden' sind zwei Verständnismöglichkeiten zum Prozess des Aneignens der Elemente aus dem gemeinsamen Raum angelegt.

Wenn das Bild im Vordergrund steht, entspricht der Prozess einer Art Verinnerlichung von Zeichen, statischen Bildern, gleichsam eine Sammlung von Photographien der gemeinsamen Welt.

Steht dagegen das Bilden im Vordergrund, so geht es mehr um die Dynamik, die Entfaltung der aus der gemeinsamen Welt eingebildeten Elemente.

Bei beiden Verständnismöglichkeiten wird das Hereinnehmen, das Aneignen betont. Was auch immer hereingenommen wird, es wird in der Weise des Einbildens zum Eigenen gemacht. Die Eigenheit des Innenraumes zeichnet sich gerade durch diese je eigene Weise des Hereinnehmens von Welt aus. Deshalb sind für das Verständnis dieser Räume der Einbildung nicht nur die Inhalte des Eingebildeten wichtig, sondern vor allem auch ihre Art und Weise, wie sie hereingenommen wurden.

Die Gestaltung der Räume der Einbildung beginnt nicht erst wenn man die Augen schliesst und nun mit den Elementen des Gedächtnisses spielt. Sie beginnt mit den offenen Sinnen, wenn

man aus der gemeinsamen Welt das jeweils Faszinierende herausholt und es in je eigener Weise zum Schatz der Innerlichkeit macht:

Der Baum, den man mir in meiner Jugend als solchen zu bezeichnen lernte, war für mich zunächst vor allem Stamm. Er war Anschlagpunkt und damit Zentrum unendlicher Versteckspiele. Oft war er auch mit seinen zum Teil über der Erde liegenden Wurzeln unser Haus: zum Garten hin war unser Laden, hinter dem Stamm Küche und Stube, getrennt durch die Wurzelwand. Alle wichtigen Spiele hatten in irgendeiner Weise mit dem Baum zu tun.

Später lernte ich bessere Bäume kennen, besonders im nahegelegenen Wald. Besser, weil ich jetzt klettern wollte und der Kastanienbaum im Garten dazu nichts hergab. Da waren Buchen und Erlen geeigneter. Und mit dem Klettern bereicherte sich mein Bild vom Baum. In ihm konkretisierten sich die Werte von höher und weniger hoch, denn wer nicht hoch klettern konnte, galt wenig - ich hatte zumindest einen Freund, der sehr hoch kletterte.

Dann, als ich zur Schule ging und wir Geheimnisse hatten, entdeckte ich die Geborgenheit der Trauerweiden. Oft hockten wir in diesen herrlichen Rundräumen, gebildet durch die Vorhänge aus Blättern an den herab wachsenden Äste.

Als wir später einmal - wie wohl alle Schüler meiner Generation - C.F. Meyer's ‚Der römische Brunnen‘ auswendig lernen mussten: "Aufsteigt der Strahl und fallend giesst er voll der Marmorschale Rund ...", musste ich stets an jene Trauerweide denken, in deren Inneren wir wie hinter mächtigen Wasserfällen geschützt unseren Geheimnissen nach hangen konnten.

Die Kette der erlebten Bäume wurde immer reicher. In einer Zeit einsamer Spaziergänge lernte ich ihre Geräusche kennen: Das mächtige Rauschen der Pappeln vor dem sommerlichen Gewitter, der seltsame Laut fallender am Boden aufsprengender Kastanien, das Rieseln der Birkensamen im feinen Geäst ...

Mit den immer reicher werdenden Erlebnissen begannen auch die eingebildeten Bäume zu wachsen. Ich konnte die Augen schliessen und die Baumerlebnisse miteinander ins Spiel bringen - mir meinen Wunschwald träumen.

Parallel zu diesen aus konkreten Erlebnissen einge bildeten Bäumen hatte ich mir inzwischen aber auch andere Bäume einge bildet. Solche aus Malereien, Erzählungen, Filmen und Gedichten. Bäume also, die aus anderen Erlebnis zusammenhängen - nämlich eben der jeweiligen Maler, Erzähler, Regisseure und Dichter - heraus einge bildet und gestaltet worden waren.

Ich begegnete in der Odyssee einer Verarbeitung meines Kindheitsbaumes und entdeckte den Baum als Achse der Welt. Bei Ortega y Gasset kam mir das Thema der Vertikalität entgegen. Im Bildmaterial, das mein Vater zur Frage des Lebensbaumes zusammengetragen hatte, wurde anschaulich, welchen unglaublichen Reichtum an Einbildungskraft das im Verhältnis zu anderen Kreaturen der Natur einfache Wesen entfesselt hatte.

Bei Gaston Bachelard lernte ich das Geheimnis des umgekehrten Baumes, die rätselhafte Wurzelzone kennen, die als Gegenkrone bei Bruno Schnyder ins Licht gerissen wird:

"Ich hab dich gerufen,
nichts verlangt,
und du wirfst
die Wurzeln zur Krone."

In Hölderins wuchtigem Erwachen der Natur trat mir die innere Sprengkraft des Baumes entgegen und Rilkes Baum wurde zu einer wichtigen Quelle für die hier erarbeiteten Zusammenhänge von Ausgedehntem und Einge bildetem:

"Raum greift aus und übersetzt die Dinge:
dass dir das Dasein eines Baumes gelinge,
wirf Innenraum um ihn, aus jenem Raum
der in dir west ..."

oder

"Durch alle Wesen reicht der eine Raum:
Weltinnenraum. Die Vögel fliegen still
durch uns hindurch. O, der ich wachsen will,
ich seh hinaus, und in mir wächst der Baum."

Es gilt, das am Baum rudimentär skizzierte Zusammenspiel von Eingebildetem und Ausgedehntem zusammenzufassen:

Der Mensch hat die Fähigkeit, die im konkret-material-
ausgedehnten Raum durchlebten Situationen einzubilden, sie zu
seinem Innenraum zu machen. Aber nicht nur selbst durchlebte
Situationen, sondern auch von andern schon einmal verarbeitete
Phänomene können zu diesem Eingebildeten gemacht werden.
Dies vor allem dann, wenn irgendwelche Bezugspunkte zum schon
Eingebildeten bestehen. Der Baum von Rilke hätte keinen Platz in
meinem Innenraum gefunden, wenn nicht dieses Raumdenken
schon irgendwie präsent gewesen wäre.

So bereichern also einerseits die eingebildeten Elemente die
Spielereien im Innenraum, andererseits können die dabei
entstehenden Produkte wieder herausgeworfen werden in den
konkret-materialen Raum, sei es als Bild oder als Sprache, als
Musik oder Architektur. Aber nicht nur als solche Gestaltungen
kann das Eingebildete fruchtbar werden, sondern eben auch als
Wahrnehmung. Wenn einmal das vom Dichter geschaffene Bild des
blühenden Baumes als explodierende Natur eingebildet ist, muss
es nicht unbedingt als Malerei oder Sprache nachgebildet werden,
man kann auch einfach den im konkret-materialen Raum
blühenden Baum unter diesem neu eingebildeten Aspekt
wahrnehmen, ihn damit im Wahrnehmen neu gestalten.

Dieses Wechselspiel von Hineinnehmen im Einbilden und
Herauswerfen im gestaltenden Wahrnehmen macht es aus, dass
weder der Einbildungsraum ohne den konkret-material-
ausgedehnten Raum gedacht werden kann, noch der letztere völlig
frei von Elementen der Einbildung wahrgenommen werden kann.

Was macht es denn aus, dass dieser Einbildungsraum doch so
anders ist, als der konkret-material-ausgedehnte Raum ?

Das Seiende des konkret-material-ausgedehnten Raumes wird im Einbilden angeeignet und zwar in der Weise, dass es den Bedeutungshorizont der gelebten Situation mit hereinnimmt. So erfährt das Kind - wenn es Glück hat -, dass das zarte Umhülltsein von den Brüsten und Armen der Mutter dann besonders weich und angenehm ist, wenn ihr Gesicht dabei lächelt. Lächeln kann damit für es über lange Zeit mit diesem Gefühl des Eingebettetseins und der Wärme verbunden sein. Als Erwachsener mag er dann erfahren, dass nicht jedes Lächeln die gleiche Zartheit mit sich führt. Durch die Überlagerung verschiedener Erfahrungen beginnt er in seinem Innenraum die Elemente dieser Erfahrungen aus ihrer ursprünglichen Situation zu lockern. Sie werden vieldeutig, und er beginnt einzusehen, dass auch die Welt vieldeutig ist: dass Lächeln auch Fangen heißen kann oder Abwarten.

Im Einbilden kann der Mensch den Raum der Welt verinnerlichen, wobei er erfährt, dass gleiche Elemente in verschiedenen Situationen auftauchen können, also auch Verschiedenes bedeuten können. Während die Dinge im Raum der Welt stets in einmaligen Situationen sich konkretisieren und damit an den jeweiligen konkret-material-ausgedehnten Raum und seine einmalige Ganzheit gebunden sind, werden sie im Innenraum - ihrer jeweiligen situativen Konkretisierung entzogen - verfügbar und nach eigenen Kategorien verschiebbar.

Im Einbilden wird ein Repertoire - etwa von Lächeln - aus verschiedensten Situationen, die alle mit je eigenen Bedeutungsnuancen verbunden sind, aufgebaut. Diese, zum Beispiel aus selbst erlebten Momenten, Erzählungen, Filmen, Bildern heraus gestanzten Lächeln, stehen jetzt zur Verfügung und können miteinander ins Spiel gebracht werden.

Damit gibt es zwar einerseits immer mehr Lächeln, die der Einbildende bei geschlossenen Augen miteinander spielen lassen kann, andererseits hat aber jedes neu erlebte reale Lächeln rasch seinen Platz im Innenraum, kann, ohne langes Befragen der situativen Ganzheit, im Hereinnehmen abgelegt, erledigt werden.

Was also von der konkret-materialen Welt im Verinnerlichen verloren geht, ist die durch deren Materialität gewährleistete Kontinuität. So ist etwa der Verkehr vor meiner Wohnung in ganz bestimmte Gesetzmäßigkeiten eingebunden: Verstopfung um acht

Uhr herum und nach siebzehn Uhr. Gedonner von Lastwagen am Montag und Mittwochmorgen. Türen Zuschlagen spät in der Nacht am Freitag und Samstag. Diese ganze Kontinuität ist berechenbar, verständlich. Man kann ein Netz der Kausalitäten aufbauen, in welchem die einzelnen Erscheinungen ihren Platz haben. Im Traum können die einzelnen Elemente auch auftauchen aber jetzt fehlt ihnen eben die alltägliche Kontinuität. Der Lastwagen ist nicht mehr an Strassen gebunden, er kann ohne weiteres durch Kirchenräume donnern. Das Zuschlagen der Türen hat nichts mehr mit einer nahegelegenen Diskothek zu tun, sondern wird Hintergrundmusik zu einer Schlägerei ...

Die im konkret-material-ausgedehnten Raum an die Zusammenhänge der Situation gebundenen Elemente werden im Einbildungsraum aus dieser Bindung gelöst, sie sind gelockert verfügbar. Wenn nun dieser eingebildete Raum - etwa in der gestaltenden Wahrnehmung - in den Raum der Welt zurückgeworfen wird, hat die beschriebene Verfügbarkeit der Elemente ihre Konsequenzen:

Man hat aus Situationen heraus Trinkgefäße und unter ihnen Gläser eingebildet. Damit beinhaltet das verfügbare Repertoire an Bildern, die zu dem Wort ‚Glas‘ gehören, entsprechend den eingebildeten Situationen, mehr oder weniger reiche Variationen zum Grundthema Glas. Wenn man nun im Realraum ein neues Glas antrifft, kann man - gerade weil eben im Einbildungsraum die früher eingebildeten Gläser zusammengestellt werden können - dieses neue Glas sofort zu den alten stellen. Es kriegt damit unmittelbar seinen Ort. Es ist erkannt als ein Glas.

Aber im Einbildungsraum können ja nicht nur Dinge sortiert werden, die von der sprachlichen Tradition her jeweils unter bestimmten Wörtern zusammengefasst werden. Also nicht nur die aus verschiedenen Situationen hereingenommenen Gläser können zusammengestellt werden, man kann auch einmal Gläser mit Ausdrucksbildern von Gemütszuständen zusammenstellen. Wenn man solcherart Zusammengesetztes aus dem Einbildungsraum herauswirft zum neu gesehenen Glas, kriegt dieses nicht einfach seinen Ort unter dem Oberbegriff 'Glas', sondern es wird als das Glas da draussen um eine Dimension reicher, wird zum traurigen Glas. Hier wird das herausgeworfene Eingebildete schöpferisch,

indem es die Elemente des konkret-material-ausgedehnten Raumes bereichert, in neuen Zusammenhängen zu sehen versucht.

Spannend wird es, wenn man im Einbildungsraum zusammen geführte Elemente plötzlich in der konkret-material-ausgedehnten Welt antrifft: Dieses dann realgewordene Traumhafte liegt genau daran, dass man das nur im Einbilden Zusammengebrachte nun plötzlich in seiner materialen Ausgedehntheit zusammen vorfindet. So vergesse ich nicht den Tag, an welchem ich meine sehr vertrauten Bilder blühender Obstbäume - die in meiner ursprünglichen Lebenswelt mit einem mitteleuropäischen Frühlingsraum verbunden waren - plötzlich neben Palmen - die ich vorwiegend aus irgendwelchen Gewächshäusern eingebildet hatte - vorfand. Was bis dahin nur meinem Einbilden möglich war: blühende Obstbäume inmitten von Palmen zu denken, hatte hier seine Verwurzelung im Konkreten gefunden. Immer musste ich wieder hinausschauen zu jenen Bäumen, um mich zu versichern, dass dies tatsächlich möglich war.

Ähnlich ging es mir, als ich in der Umgebung von Prag an Arnold Böcklins Malerei erinnernde Paradieseshaine - die ich stets als pures Spiel der Einbildung genommen hatte - im ausgedehnten Raum durchschreiten konnte.

Durch die Verfügbarkeit der Elemente im Einbildungsraum können sie in verschiedener Weise zusammengestellt werden und als solche im gestaltenden Wahrnehmen in den Realraum zurückgeworfen werden. So kann das neu Erlebte einerseits eingeordnet werden in das schon Eingebildete oder aber andererseits mit anderem Eingebildetem umworfen werden, sodass es sich aus alten Zusammenhängen löst, befreit.

Die Einbildungskraft kann sichernd oder lockernd eingesetzt werden.

Sicherndes und lockerndes Einsetzen der Einbildungskraft

Die eine Seite des Einbildens ist das innere Nachschaffen von in der Welt Ausgedehntem, dem die Erwachsenen irgendwie sagen und dem sie Bedeutungen geben. Der Einbildungsraum schafft Ordnung im Chaos des Ausgedehnten.

Die andere Seite des Einbildens ist die des Spielens mit allen zur Verfügung stehenden Elementen. Hier können im Innenraum Gestalten, Dynamiken, Dinge, Zusammenhänge und vieles mehr entstehen, die im material-ausgedehnten Raum gar noch nicht sind, oder die man einfach noch nicht sehen gelernt hat. Dieser Einbildungsraum bewegt das Ausgedehnte, bringt es in neue Zusammenhänge.

In den beiden Tendenzen des Einbildungsraumes spiegelt sich das grundlegende Spannungsfeld, in welchem der Mensch zu leben hat: Er ist eingebunden in eine bedeutungshafte Welt und ist doch wiederum so in ihr gelockert, dass diese Bedeutungen umgestossen werden können, dass er Welt stets neu deuten kann. Er ist im Ungewissen gelassen, ob seine Deutungen richtig sind, weil er gezwungen ist, sie sich selbst stets neu zu schaffen.

Als sichernde Funktion der Einbildungskraft kann man alles bezeichnen, was das Weitergeben, Tradieren eingebildeter Deutungsmuster von Welt betrifft. Der Mensch lernt im Einbilden das Seiende als das zu sehen, als welches es die Menschen seines jeweiligen Kulturkreises zu sehen, zu deuten pflegen. Als tradiertes Schon-Gesehenes beruhigt es, indem es die Welt in vertrauten Zusammenhängen erscheinen lässt. Über dieses Eingebildete ist der Einzelne mit den Menschen verbunden. Er bildet sich die Welt nach ihrer Art und Weise ein, und er sieht deshalb in der Welt das Seiende auch so, wie sie es sehen. So ist diese Form der Einbildungskraft Voraussetzung für alle Kommunikation. Daher die Freude des Kindes, wenn es sein neu gelerntes Bild - etwa das des Balles - mit dem realen Ball in Deckung bringen kann. Strahlend teilt es den Anderen die ihm gelungene Gleichsetzung mit dem ihm gelernten Wort mit. Es sieht über eine gewisse Zeit in der ganzen Welt nur Bälle, sucht sie überall und testet im Gespräch aus, welches Runde noch ‚Ball‘, welches nicht mehr ‚Ball‘ genannt zu werden pflegt.

Dieses Eingebildete wirkt vermittelnd, gerade deshalb, weil es vermittelt worden ist von den Menschen, mit denen man aufgewachsen ist, von der Schule, von den Medien ... Damit es vermittelt werden kann, muss es mitteilbar sein, muss vom einen zum anderen übermittelt werden. Es muss aus dem Erleben des Einbildens als Deutung von Welt heraus gesetzt werden in einen Träger, sei das nun Sprache, Ausgedehntes, Bild oder Ton.

Wesentlich ist, dass dieses Eingebildete ein Gemeinsames geworden ist. Mit dem Heraus Setzen in einen verständlichen, sichtbaren, hörbaren oder tastbaren Träger wird es zum zivilisatorisch kulturellen Objekt, das - als tertium comparationis zwischen den vereinzelt eingebildeten Weltaspekten - die Einbildenden sichert.

Bei neu heraus gesetzten weltdeutenden Objekten sind die Menschen zunächst meist skeptisch, sie wollen noch nicht verstehen, weil sie für sie noch kein Gemeinsames geworden sind, also noch den Charakter des Hirngespinnstes haben. Für den Schöpfer des Objektes ist es trotzdem eine Beruhigung, Stabilisierung der vorher frei flottierenden Einbildungskraft, indem sie im Heraus Setzen sich verankert hat, Standbein für neue Spiele geworden ist.

Die beruhigte Einbildung ist Werk geworden, kann aufgeführt, gezeigt oder in Hörsälen vorgetragen werden. Sie ist als kulturelles Objekt verfügbar. Sie sichert damit die Deutung von Welt. Man kann zuordnen, einbauen, vernetzen.

Die lockernde Funktion der Einbildung dagegen verunsichert. Man kann das im Einbildungsraum Geschaute nicht mit dem Realraum in Deckung bringen. Da taucht etwa eine Gestalt in den Visionen auf, die zwar fasziniert, die man aber nicht kennt. Da war gestern in einem Gespräch eine Bemerkung hängen geblieben, die man auch heute noch nicht versteht. Da ist plötzlich ein längst verstorbener Mensch, der etwas Wichtiges zuzurufen scheint, dessen Stimme man aber nicht hören kann. Da sind Worte, die sich dem Denken immer wieder aufdrängen, obwohl man nicht sicher ist, ob sie eigentlich treffend sind. Da erwacht man an einem Morgen völlig kaputt und weiss nicht warum. Dann erinnert man sich beim Rasieren an jenen abfallenden Wald, in welchem Menschen in giftig grüner Lava sich abwärts treiben liessen - aber die lachten. Und wie man sich fragen will, wo in diesem Wald man eigentlich selbst war, ist alles wieder weg und der Kaffee überkocht.

Immer wenn man zupacken will, festen Boden unter die Füße kriegen will, ist das Zeug wieder weg, das man noch eben so klar zu haben meinte. Also fängt man noch einmal an bei den sicheren Punkten: Da war ein Abhang mit Tannen und diese komische, grüne, heisse Masse - haben die vielleicht doch geweint ? - und

wohin ging eigentlich diese Masse? Jetzt ist da plötzlich ein Bild aus dem Film 'Herz aus Glas', der vor Jahren gezeigt wurde, aber danach hatte man ja gar nicht gefragt. Besser man putzt den Kaffee auf.

Der Kaffee wird zum Kaffee, der damals zu jenem Streit geführt hatte, in welchem Dinge gesagt wurden, die man bereut. Das Rasieren wird zu einer Konfrontation mit den Möglichkeiten des Selbstmordes. Das Gesicht im Spiegel wird zum Gewissen. Im kleinen Riss der Haut schnaubt ein blutgieriger Drache. Die nach den gewohnten Käserinden geifernde Möwe vor dem Küchenfenster kreischt die eigene Angst, verheddert sich in den Wäscheseilen - man meint sich selber zu verletzen, wie kommt man da bloss raus ... Zurück ins Schlafzimmer unter die vertraute Decke. Das war zu früh. Ja, die Decke ist, wie sie immer ist. Das Kissen ist das bekannte Kissen. Das Rauschen des Wassers kommt aus der oberen Wohnung. Sie stehen also auf - es muss etwa sieben Uhr sein.

In dieser Morgensituation scheint alles umworfen mit dem eigenen Innenraum, der - vielleicht wegen beängstigenden Träumen der Nacht - heute nur seine schrecklichen Kammern geöffnet hat. Er macht den sonst recht angenehm-vertrauten Aussenraum zu einem bedrohlichen Aggressor. Die Gegenstände in ihm können nicht mehr in ihrer konkreten Ausgedehntheit belassen werden: der Schnitt in der Haut ist nicht einfach ein Schnitt am Hals; die Möwe, der man sonst mit einem distanzierten Interesse an der Natur zuschaut, wird zu einem Teil von einem selbst. Überall ist also das Aussen durchsetzt mit dem Eingebildeten und zwar in der Weise, dass das Einbilden in diesem Aussen weiterwirkt. Das Aussen wird damit selber zum Eingebildeten und es kann keine Ich-Welt-Beziehung mehr aufgebaut werden, weil da keine Welt mehr ist. Also flieht man ins Bett, einen Raum der Vertrautheit, der erlauben soll, ganz langsam, Schritt für Schritt Welt aufzubauen. Auch dazu braucht man die Einbildungskraft, aber eben jetzt im Sinne der oben geschilderten Sicherung. Das Objekt da draussen, das Kissen muss entgegenstehen als das Andere, das man kennengelernt hat als das Kissen, das nur Kissen ist und nichts anderes als ein Kissen. Das eingebildete Kissen, dem alle Kissen sagen, das nur ein solches ist und nicht etwa zugleich auch noch ein Meer, in welchem man versinken könnte.

Wer in solchen Momenten noch Zonen der Geborgenheit hat, ist glücklich. In ihnen ist das Andere noch nicht umworfen mit seinem Inneren. Das Kissen ist das Kissen. Damit ist ein Weltbezug möglich: hier ist das Kissen -hier er selbst. Er hat damit noch Netzpunkte, die ihn verbindend abheben von der mit den anderen geteilten gemeinsamen Welt. Er ist nicht ständig zurückgeworfen in sich selbst. Er kann einen Text schreiben über seinen Drachen im Hals - er ist ihm nicht nur ausgeliefert. Für einen Menschen, der oft den Fluten seiner Einbildungskraft ausgeliefert ist, sind solche Zonen, in welchen ein echter Weltbezug aufgebaut werden kann besonders Wichtig. In Extremsituationen, wo alle Zonen des Aussenraumes durch die Einbildungskraft verlebendigt worden sind und so als selbständig gewordene sich gegen den Erlebenden wenden, ihm keinen Haltepunkt mehr bieten, kann er sich nur noch auf den als Welt erfahrbaren Leib zurückziehen, um einen neuen Weltbezug aufzubauen. Im Baden oder wilden Spaziergängen durch die Welt vergewissert er sich der realen Präsenz seiner selbst.

Über das Erscheinen des eingebildeten Seienden hat der Mensch - das sollte an den skizzierten Situationen deutlich geworden sein - wenig Macht und Kontrolle. Oft wird er gerade dann in die einsamen Innenräume seines Einbildens zurückgeworfen, wenn er eigentlich hinaus zum Seienden im konkret-material-ausgedehnten Raum möchte. Dann wirft sich sein Innenraum um ihn, in dem er sprachlos gefangen ist. Allein - muss er mit diesem Eigenen irgendwie umgehen. Es ist einfach da vor ihm, wie etwas von der anderen Welt, und eben doch nur sein Eigenes. Nicht einmal seine Geliebten können es sehen, spüren, wahrnehmen. So zurückgeworfen in sich selbst, ist er der Welt abhanden gekommen, ist seinem nichtmitteilbaren Inneren ausgeliefert. Was die anderen aus seinem Stammeln herauslesen wollen trifft nicht das, was er mühsam zu veräussern versucht. So zieht er sich zurück - und gleichzeitig entgleitet ihm die Welt. Dann muss er sich am Banalsten festhalten, am Rasieren, am Kaffee, denn sonst bricht alles zusammen.

Wenn er der Dynamik seines Innenraumes zu verfallen droht, sucht er krampfhaft nach möglichst einfachen Punkten für die Verankerung im äusseren Raum. Aber meist ist er dann schon so sehr in seinem Inneren gefangen, dass alle die sonst so

selbstverständlichen Dinge des Aussen auch völlig durchsetzt sind mit den Wünschen, Ängsten und Erinnerungen seines Einbildungsraumes. Die ganze Flexibilität seiner Einbildungskraft - ihre lockernde Seite - wirkt dort draussen im konkret-material-ausgedehnten Raum. Also sucht er jetzt möglichst stabile Zonen aufsucht, um der Verlebendigung des Aussen möglichst keine Ansatzpunkte mehr zu bieten. Denn jetzt möchte er ja die stabilisierende, sichernde Seite seiner Einbildungskraft einsetzen, die Tisch zu Tisch bringt, Vogel zu Vogel und so die Dinge erledigt, als Erkanntes registriert und ablegt. Erst dann kann er sich von der Welt als das Andere abgehoben erleben und so einen neuen Bezug Ich-Welt aufbauen.

Auch wenn der Mensch über das Erscheinen des Eingebildeten wenig Macht hat, scheinen doch gewisse Situationen des konkret-materialausgedehnten Raumes eher die sichernde oder lockernde Einbildungskraft anzuregen. So suchte sich der auf Sicherung bedachte Eigenraum der Einbildung den in einer ganz bestimmten Weise vertrauten Raum. In ihm fand die entfesselte Einbildungskraft wieder sichere Haltepunkte, die im Abgrenzen den Aufbau einer neuen Ich-Welt-Beziehung ermöglichten.

Gibt es auch bestimmbar Räume, die den Eigenraum der Einbildung eher lockern ?

Situationen, die die lockernden Funktionen der Einbildungskraft fördern

Unter dem Titel, "Art und Weise den Geist zu verschiedenerlei Erfindungen zu mehren und anzuregen" schreibt Leonardo da Vinci unter anderem:

"Ich werde nicht ermangeln unter diese Vorschriften eine neuerfundene Art des Schauens herzusetzen, die sich zwar klein und fast lächerlich ausnehmen mag, nichtsdestoweniger aber doch sehr brauchbar ist den Geist zu verschiedenerlei Erfindungen zu wecken. Sie besteht darin, dass du auf manche Mauern hinsiehst, die mit allerlei Flecken bekleckt sind, oder auf Gestein von verschiedenem Gemisch. Hast du irgend eine Situation zu erfinden, so kannst du da Dinge erblicken, die diversen Landschaften

gleichsehen, geschmückt mit Gebirgen, Flüssen, Felsen, Bäumen, grossen Ebenen, Thal und Hügeln in mancherlei Art ...

Es tritt bei derlei Mauern und Gemisch das Ähnliche ein, wie beim Klang der Glocken, da wirst du in den Schlägen jeden Namen und jedes Wort wiederfinden können, die du dir einbildest.

Achte diese meine Meinung nicht gering, in der ich dir rathe, es möge dir nicht lästig erscheinen manchmal stehen zu bleiben und auf die Mauerflecken hinzusehen oder in die Asche im Feuer, in die Wolken, oder in Schlamm und auf andere solche Stellen; du wirst, wenn du sie recht betrachtest, sehr wunderbare Erfindungen in ihnen entdecken. Durch verworrene und unbestimmte Dinge wird nämlich der Geist zu neuen Erfindungen wach ...“⁴

In diesem Text wird deutlich, dass sich der Einbildungsraum dort leicht in den gemeinsamen Raum lockernd hineinwerfen kann, wo das gemeinsame Aussen noch unstrukturiert ist (Asche, Schlamm, Wolken, verworrene Dinge). Das heisst nun nicht, dass der leere Raum der für die Einbildungskraft fruchtbarste wäre, denn, das lesen wir auch bei Leonardo, es muss doch etwas gegeben sein, an welchem das Einbilden ansetzen kann. Gestaltendes Wahrnehmen bei dem die lockernde Funktion der Einbildungskraft zum Zuge kommt, kann also am ehesten dort stattfinden, wo der gemeinsame Raum für das Einbilden offen ist. Aber, was ist denn dieses Offensein des konkret-material-ausgedehnten Raumes eigentlich ?

Bei Leonardo ist es das Verworrene, noch nicht Gestaltete, auch das Sich-Verändernde. Im unstrukturierten, zum Teil auch plastisch sich bewegenden Aussenraum findet anscheinend die Einbildungskraft am besten Zonen für ihre lockernde Grundhaltung.

Hier kann sie ihren flexiblen Innenraum ins Spiel bringen. Dies wird unterstrichen durch eine Briefstelle von Alfred Kubin, dem Zeichner, an Ernst Jünger:

"Aber erstaunlich war es als ich vor vielen Jahren bei Mondschein mein aus dem Bett gerutschtes Plumeau für den Rückenakt eines schrecklichen Riesen eineinhalb Stunden lange ansehen musste - so plastisch arbeitete da die Seele im Stoff -und ähnliches!"

⁴ es wird nach der Übersetzung in den 'Quellenschriften für Kunstgeschichte Bde. 15/16' zitiert

Kubin, dem wohl niemand die ans Ungeheuerliche grenzende Einbildungskraft abstreiten will, zieht als Beispiel auch das ungeformt Plastische herbei, um den Akt des Einbildens zu beschreiben. Was ist es denn, das dieses ungeformt Plastische so prädestiniert macht für Einbildungsreisen ?

Das plastisch-bewegte Aussen par excellence ist die Wolke, die dann auch oft als Ausgangspunkt für Träumereien beschrieben wird. Bei diesen Wolkenträumereien kann man oft lange Zeit verweilen, ohne dass einem deutliche Gestalten entgegentreten. Man überlässt sich einfach der sich entfaltenden Dynamik, wartet auf Zusammenstöße, Verflechtungen, Ballungen und Lockerungen, bis dann plötzlich eindeutige Gebilde erscheinen, deren Veränderungen man solange nachhängt, als sie als mögliche Variationen der Ausgangsinterpretation erscheinen. Wenn die gesehenen Gebilde, nach immer extremerer Verzerrung, schliesslich nicht mehr zusammengehalten werden können, überlässt man die Dichtefelder der Wolken wieder ihrem freien Fluten, bis neue Gebilde aus dem Einbildungsraum sich in ihnen zu konkretisieren beginnen.

Neben dem plastischen Sich-Entfalten des Aussen, dem die Beweglichkeit der Imaginationsräume entspricht, muss sich - von Zeit zu Zeit mindestens - auch eine gewisse räumliche Strukturierung oder eine gewisse Umrissprägnanz im Aussen zeigen, damit das Eingebildete Ausgangspunkte für die Gestaltung im Aussen findet. Im homogen bedeckten Himmel fällt nur das Eigene ein - man ist in seinem Innenraum gefangen. Mit diesem freilich kann man ewig spielen, aber er entfaltet sich nur nach den schon eingebildeten Gesetzen - aus ihm kann nur kombinatorisch Neues, nichts genuin Neues entgegentreten.

Mit diesem Exkurs über die Wolken wird das Offensein des konkret-material-ausgedehnten Raumes für die Einbildungskraft, das sich als Bedingung für die gestaltende Wahrnehmung gezeigt hatte, deutlicher fassbar:

Das Offensein ist nicht einfach Leere, sondern noch nicht von Bedeutungen beschlagnahmte Fülle. Es ist ein 'Offensein-für', nämlich für die sich ständig entfaltenden Gestalten, Dynamiken und Objekte der jeweiligen Einbildungsräume.

Daher ist es unmöglich, dieses Offensein ohne das wahrnehmend-einbildende Subjekt zu definieren. Das entscheidende Moment, dass der Raum nicht schon von fixen Bedeutungen belegt ist, wird zwar allgemein am besten fassbar als Formlosigkeit, als Ungestaltetes. Für den Einzelnen aber können auch formal sehr prägnante Situationen plötzlich dieses Offensein an sich haben, sodass er sie mit seinem neu entworfenen Einbildungsraum in Deckung bringen kann.

Das Aussen muss dem eingebildeten Eigenraum eine Entsprechung bieten. Die Einbildungskraft setzt da lockernd an, wo sie einen ihr entsprechenden Riss oder eine plastische Weichheit im ausgedehnten Raum entdeckt. Die Offenheit der ausgedehnten Welt ist jeweils offen für jemanden. Was dem einen platte oberflächige Welt ist, mag dem anderen offen erscheinen und ihm damit Einlass seiner selbst gewähren.

Das Verharren beim Seienden des konkret-material-ausgedehnten Raumes befreit dieses aus seiner ihm im Innenraum zugeordneten Bedeutung, bricht seine Eindeutigkeit auf und verweist zugleich über es hinaus in andere Zonen des ausgedehnten Raumes.

Das Glas, das eben noch Trinkgefäß war, zeigt mir - wenn ich ihm im "Bei-ihm-Verweilen" Zeit gebe - seine Geschichte. Der abgenutzte Rand führt mich zu Marie-Therèse, die mir das Glas vor Jahren anvertraut hatte. Ich sehe, wie sie feierlich, doch ohne Pathos, zunächst den Ellenbogen anhebt, um dann in ruhiger Eleganz das Glas zum Mund zu führen - aus diesem Glas trinkt man nicht jeden Tag. In der zarten Begegnung der sonst rauhen Lippen mit dem Goldrand erfahre ich die Zerbrechlichkeit dieses Glases und des trinkenden Menschen. Gold-Glänzen. Was hatte sie nicht alles in diesem Glanz entdeckt! Ich drehe das Glas und sehe im spiegelnden Goldrand meine Lampe, die ich in Venedig gekauft hatte - glänzendes,spiegelndes Gondelgold im Wasser. "Putz deine Zähne mit Mineralwasser", sagt sie oft, "das tut gut!" Immer beim Abwaschen habe ich Angst, das Glas zu zerbrechen. Ein Museumsstück ? Mitnichten - der Barwert wird fünf Franken kaum übersteigen. Und doch ist es für mich ein Museumsstück, weil es mich zum Verweilen einlädt und damit nicht nur sich selbst bereichert, sondern auch meinem Einbildungsraum Spannweite gibt.

Das Verweilen beim Seienden der eigenen Lebenswelt spannt sofern dieses offen ist für den jeweiligen Einbildungsraum diesen aus in die Zonen des ausgedehnten Raumes.

Nur wo man vor diesem grundlegenden Prozess nicht Angst hat denn manchmal zeigt sich beim Verweilen Schreckliches -, wo man diesen pflegt, kann gestaltende Wahrnehmung stattfinden. Der Rest ist Abbildung, Speicherung von Schon-Vorhandenem, Reproduktion - etwas, das spätestens seit unserem Jahrhundert den Maschinen überlassen werden kann.

Das Offensein des konkret-material-ausgedehnten Raumes für eine jeweils lockernd-gestaltende Wahrnehmung definiert sich aus der jeweiligen Begegnung mit dem Subjekt. Für Cézanne eröffneten sich Welten aus dem Zusammensehen von Natur und Architektur. Jean Tinguely findet das Offensein für seine Einbildungsräume in den Abfällen, Resten der frühen Technologie. Marie-Therèse, eine alte Bekannte von mir, wirft ihren ganzen Reichtum der dynamischen Einbildungskraft in Tuch und Geschirr, die stets wieder Ausgangspunkt ungeheurer Reisen in Zukunft und Vergangenheit werden.

Wenn über das Offensein selbst keine allgemeinen Aussagen gemacht werden können, gibt es dann vielleicht wenigstens eine Haltung des Subjektes, in der sich ihm die Welt mehr öffnet ? Gibt es Zustände, in welchen der materiale Raum durchlässiger wird ?

Alfred Kubin beschreibt seine Einbildungsszene aus dem Liegen. Bei Leonardo da Vinci findet sich eine ähnliche Stelle. Unter dem Titel, "Vom Studiren, sogar gleich, wenn du erwachst, oder bevor du einschläfst, im Bett, im Dunkeln" sagt er:

"Ich habe auch noch bei mir erfahren, wie es von nicht geringem Nutzen sei, wenn du im Dunkeln im Bette liegst, in der Einbildungskraft alle Flächen-Lineamente der Formen wiederholend durchzugehen, die du vorher studirt hattest, oder auch sonst bemerkenswerte Dinge von feiner Speculation. Und es ist das wirklich ein lobenswerthes Thun, und nütze, sich die Dinge im Gedächtnis zu befestigen."

Aus dem ruhigen Liegen heraus verweilt man bei den Dingen. Jetzt aber nicht mehr sich verklammernd und absetzend von der Welt, sondern sich in die Welt einlassend. Ähnlich liess sich vorher der

Wolkenräumer in die wolkige Tiefe des Himmels ein und zugleich in die Tiefe seines Einbildungsraumes. Da ist nichts mehr von einem Registrieren des Dort-draussen-Seienden, vielmehr entfalten sich die Gedanken in den Wolken selbst. Der Einbildende ist in ihnen und sie in ihm. Die weiten Räume seines Gedächtnisses sind hineingehalten in den unendlichen Raum der Welt.

C

DAS ZUSAMMENSPIEL VON SICHERNDER UND LOCKERNDER WAHRNEHMUNG ALS MENSCHLICHE WEISE DES INSEINS IM RAUM DER WELT

Im ersten Teil wurde am Leitfaden der Taktilität ein Modell des wahrnehmenden Leibes entworfen.

Im zweiten Teil wurde isolierend betrachtet, wie sich der Leib in seinen verschiedenen Organisationsstufen jeweils in den Alltagsräumen verknüpft und lockert.

In diesem letzten Teil wird es darum gehen, das erarbeitete Wahrnehmungsverständnis in einen weiteren Rahmen zu stellen.

Zunächst werden die Bedingungen zusammengefasst, die den Eigenraum in seinen verschiedenen Formen eher zur Lockerung oder zur Sicherung drängen. Es wird also nach Gemeinsamkeiten der Wahrnehmungssituationen gefragt, in welchen der Eigenraum sich jeweils lockert oder vernetzt. Dabei werden die zwei grundlegenden Seinsweisen des wahrnehmenden Organismus in ihren situativen Zusammenhang gestellt. Es wird aufgewiesen, wie Welt sich der sichernden Wahrnehmung anders zeigt als der lockernden.

Darauf wird an komplexen Wahrnehmungssituationen nach dem Zusammenwirken der drei Stufen des Eigenraumes gefragt. Es wird sich dabei zeigen, dass auch organismusintern gesichert oder gelockert werden kann, indem einmal die Stufen eng gekoppelt zusammenarbeiten, dann wieder entkoppelt werden und eine gewisse Autonomie erlangen. Ein Phänomen taucht auf

verschiedenen Ebenen immer wieder auf: die Tendenz des Organismus, die Sicherung zu delegieren.

Im letzten Kapitel schliesslich werden die Folgen der im Organismus angelegten Delegationstendenzen untersucht, und die Verlängerungen dieser delegierten Sicherung an den Mitmenschen und die Technik skizziert. Damit wird die subjektzentrierte Auseinandersetzung mit Fragen der Wahrnehmung in den Rahmen der Sozietät gestellt.

I Die Erscheinungsweise der Welt in der sichernden und lockernden Wahrnehmung

Der in seiner Räumlichkeit gedachte Organismus verklammert sich in gewissen Situationen mit der Welt, in anderen gleitet er an oder in ihr. Gibt es Gemeinsamkeiten der Wahrnehmungssituationen, in welchen sich der Organismus eher verklammert oder eben lockert? Lassen sich diese Gemeinsamkeiten als bestimmte Formen des Erscheinens von Welt beschreiben? Zeigt sich dem verklammernden Eigenraum die Welt anders als dem sich lockernden?

Alles Fragen, die darauf hinzielen, Welt nicht als ein endgültig festgelegtes, sondern als etwas, das sich dem gestaltend-deutenden Wahrnehmen in verschiedener Form zeigen kann. Fragen, die in ihrer Verlängerung auch zeigen, dass schon in den verschiedenen Formen des Wahrnehmens - wegen seinem deutenden Charakter ganz bestimmte Möglichkeiten des Sich-Zeigens von Welt angelegt sind. Sie werfen damit schliesslich den Wahrnehmenden zurück auf die Sinnfrage, ob er denn Welt auf diese oder jene Weise sich zeigen lassen wolle, was er denn von seinem Erfassen von Welt überhaupt erwarte, was sein Wahrnehmen und damit auch seine Forschung für ein Ziel habe.

Soweit wird hier nicht gefragt, der Text bleibt in seinem engeren Rahmen der Polarität von sichernder und lockernder Wahrnehmung. Um die Einheit von wahrnehmendem Organismus und der Erscheinung von Welt hervortreten zu lassen, müssen die beiden polaren Wahrnehmungssituationen in ihrer modellhaften Isolation genauer verfolgt werden.

Anschliessend wird ihr Zusammenspiel das Thema sein.

Die Erscheinungsweise von Welt in der sichernden Wahrnehmung

Im Festhalten des Astes spürt der wahrnehmende Leib das Ende seiner Ausgedehntheit in der Grenze seiner Haut. Gleichzeitig wird der Anfang der Welt an der Grenze des Astes deutlich hervorgehoben.

Im Fixieren des heran nahenden Autos grenzt der erweiterte Eigenraum an die sich bewegende Welt. Auch in dieser dynamischen Verklammerung setzt er sich von der Welt ab, indem er sie 'im Griff' behält. Die Kontrolle der bewegten Welt ermöglicht ihm Massnahmen zum Schutz der ausgedehnten Leibmasse zu treffen.

Im eindeutigen Zuordnen des den Leib umkreisenden Insekts zu der Klasse der 'bösen' oder der 'lieben' gibt er seinem Verhalten sichernde Anweisungen.

Die verklammernde Wahrnehmung hebt den Eigenraum aus der Welt heraus, setzt ihn gegen sie. Dieses Abheben ist immer dann notwendig, wenn die Welt irgendwie gefährlich, bedrohlich ist. Dann nämlich will der Eigenraum seine Selbständigkeit beweisen, im grenzbetonenden, ausrichtenden Vernetzen, sich gegen die Welt definieren. Verklammern ist Sicherung.

Als grundlegende Elemente der Vernetzung zeigen sich so vor allem das Ausgerichtet- und Abgehobensein des Organismus. Dieser stellt sich damit gegen die Welt und ortet sich als von ihr Abgehobener in ihr. Die Welt wird dabei zum Netz, in welches sich der Leib ein rastert. So tritt in dieser Grundhaltung die Dualität hervor: Hier der Leib - Dort die Welt. Durch das Polarisieren von Welt und Leib erscheint die Welt als Gehäuse, in das der Mensch hineingestellt ist. Wahrnehmen heisst dann Registrieren, Abzeichnen, was in diesem Netz draussen geschieht. Man kann diese Form der Wahrnehmung in verschiedener Weise deuten. Indem der Organismus sich ausrichten muss, schneidet er aus dem Gesamt der in der Situation gegebenen Informationen einen ganz bestimmten Bereich aus, den er dann klar und deutlich vor sich hat. Es ist also zugleich ein Verlust (der Ganzheit) und ein Gewinn (der Klarheit). Klarheit auf Kosten der Ganzheit wäre damit die Formel des sichernden Wahrnehmens.

Die in der Polarisierung angelegte Verschärfung der Grenzzone kann man auch als eine Art Panzerung des Eigenraumes verstehen. Als harter Block mit klar ausgerichteten Öffnungen zur Welt lässt er sich nicht von Welt bewegen. Vielmehr nimmt er durch die Öffnungen - ohne die Grenzzone dabei irgendwie ins Vibrieren kommen zu lassen - herein, was er draussen registriert. Die Grenze wird gleichsam Übersprungen, denn für den Organismus in dieser Grundhaltung dürfen keine Unschärfezonen entstehen. So versucht dann der Organismus, alles in den Schärfebereich zu bringen, was in solcher Totalität schlicht eine Überforderung darstellt, da anscheinend die Energien einfach nicht ausreichen, sich rundherum gänzlich klar zu vernetzen (vgl. CIII). In dieser Extremform der Sicherungstendenz entdeckt der Wahrnehmende laufend neue Elemente im Aussen, die er kontrollieren muss. Er richtet sich aus, will das Wahrgenommene sichern, aber schon ist ein Anderes da, das gesichert, registriert werden will. Hin und her gerissen in seinen Ausrichtungen, ist das Resultat nicht die angestrebte ruhige Vernetzung sondern ein Haufen von Eindrucksfragmenten; die, weil sie nicht unter völliger Kontrolle gehalten werden können, sich verselbständigen.

Die Tendenz auf Klarheit verhindert hier das Ganzheitsgefühl. Einzelne klare Wahrnehmungserlebnisse stehen unverbunden nebeneinander. Die Welt droht dem, der sie so definiert und klar sehen will, brüchig zu werden. Brüchig, weil in der sprunghaften Vernetzung die verbindenden diffusen Zwischenzonen zur Leere werden, zum Loch, aus dem plötzlich noch Weiteres, das zu kontrollieren wäre, herausbrechen könnte. Leere Zwischenzonen nicht nur im Sinne des unverbundenen Nebeneinander, sondern auch im Sinne des disparaten Hintereinander. Indem etwa optisch tiefenscharf ein naher Gegenstand fixiert wird, darauf sprunghaft die Optik auf einen entfernten eingestellt wird, verliert dieser sich so vernetzende Eigenraum das Gefühl für die dazwischenliegende Tiefe. Auch sie wird damit zum unberechenbar Leeren. So droht in dieser übermässigen Sicherung die Welt spröde, rissig zu werden.

Die Erscheinungsweise von Welt in der lockernden Wahrnehmung

Der tastend-suchende Arm bewegt die Welt und lässt sich von der Welt bewegen. Er vernetzt sich nicht mit einem einzelnen Punkt,

sondern gleitet durch Welt, die ihn rundherum umgibt. So in ihr badend verbreitert sich die Grenzzone, wird spürende Plastizität, die mit der Bewegtheit der Welt spielt.

Auch im Gleitenlassen des Blickes in die Tiefe des Himmels oder des Wassers geht es um dieses lockernde Bewegtwerden und Bewegen des Eigenraumes - jetzt allerdings in Entfernthet.

Im lockernden Einbilden, wo Welt und Eingebildetes sich gegenseitig überlagern, will das Gesehene, Gehörte ... Objekt nicht eindeutig zugeordnet werden, vielmehr will es seinen ganzen Reichtum entfalten, indem es den Einbildungsraum in Bewegung bringt und sich dadurch ihm auch von verschiedenen Seiten her zeigt.

Das Lockern betont also mehr das Insein im Raum der Welt. Der Eigenraum spielt im Raum der Welt, wird von ihr bewegt und bewegt sie. Dem rundherum präsenten Spüren von Welt entspricht das Gefühl des Aufgehobenseins oder aber auch des Ausgeliefertseins.

Welches sind nun die Konsequenzen der lockernden Grundhaltung? Die entscheidenden Elemente sind hier die Ungerichtetheit und das Auflösen der eindeutigen Begrenztheit. Damit steht der Eigenraum nicht mehr der Welt entgegen, sondern ist Teil dieser Welt. Er hat Teil an deren Materialität und Bewegtheit, sodass er selbst Welt, die Welt er selbst werden kann. Er entlässt Elemente seiner selbst in die Welt und nimmt Teile der Welt in sich hinein auf. So treten ihm aus der Welt Elemente seiner selbst entgegen und in sich selbst erlebt er Teile von Welt.

Welt kann so nicht mehr als ein Dort erscheinen, an welchem der Eigenraum sich ausrichtet und hält, sondern ist in ihrem ständigen, rundherum präsenten Hier etwas, das den Eigenraum einbettet oder durchdringt, ihn angreift oder ihm weicht. Sie ist so nicht mehr das Andere als etwas von dem sich der Eigenraum abheben könnte, vielmehr ist der Eigenraum diesem Anderen ausgeliefert, weil es eben keinen Ankerpunkt anbietet, sondern sich einmal öffnet, dann wieder verschliesst, einmal mitten in ihm selbst sich anmeldet, dann wieder ihn hinaus reisst zu den Sternen.

Dem Eigenraum wird im dynamischen Insein jeder Fixpunkt entzogen, sodass er schwimmt. Er ist damit der Welt einerseits

ausgeliefert, andererseits aber auch in ihr aufgehoben, weil sie ja da ist und nicht dort draussen. Die Wahrnehmung, die sich dann nicht mehr ausrichten kann, verteilt gleichsam ihre Energien auf das Gesamt der möglichen Eindrücke. Als nicht mehr zentrierte droht sie diffus zu werden. Der prägnante Ausschnitt wird ersetzt durch eine Ganzheit, die nicht mehr die Klarheit des Ausschnittes haben kann.

So droht hier in der Entschärfung der Grenzen zu Gunsten der Ganzheit eine totale Lockerung des Eigenraumes in dem Sinne, dass sich seine Teile in die Welt verlieren. Der Eigenraum verliert seine Kompaktheit und findet damit keine Möglichkeit mehr, sich in der gleichzeitig weich gewordenen Welt zu orten.

Das lockernd-sichernde Zusammenspiel

Die beiden geschilderten Extremformen des sichernden Abgehobenseins und des lockernden Inseins sind einmal mehr Modellvorstellungen. Wahrnehmungssituationen spielen meist zwischen den zwei Polen. Ein letztes Mal soll unser Urbild des im dunklen Raum tastenden Menschen' beigezogen werden, um eben dieses Zusammenspiel zu untersuchen.

Im sich vortastenden Eigenraum durch das Dunkel der Welt sind beide Wahrnehmungsformen zugleich wichtig. Im Standbein und Haltearm verklammert sich der Leib mit der Welt, sichert sich. Im tastenden Arm und suchenden Fuss ist er gelockert in der Welt. Wenn er nun einen neuen Sicherungspunkt in der unbekanntem Welt gefunden hat - sei es durch die Hand oder den Fuss -, verankert er sich neu mit der Welt, um jetzt die alte Verklammerung zu lösen. Dies ist ein gefährlicher Moment, denn nun muss sich die neue Verankerung bewähren und so die frei gewordenen Extremitäten für ihre lockernden Funktionen freigeben.

Wahrnehmungssituationen sind also nicht einfach lockernd oder sichernd in ihnen wirken vielmehr die beiden Tendenzen zusammen. Wie am Beispiel abzulesen ist, scheint ein Teil der Energie für die Sicherung verwendet zu werden, ein anderer Teil für die Lockerung. Das Gesamt der taktilen Möglichkeiten wird aufgespaltet in diese beiden Bereiche, wobei die Sicherung Voraussetzung wird für die Lockerung. Erst wenn die neue

Verankerung sich wirklich bewährt, wird zögernd wieder die lockernde Seite ins Spiel gebracht. Würde etwas Unvorhergesehenes geschehen, würde der Leib alle Energie auf eine 'Rückverklammerung' verwenden, um erst wieder lockernd vorzustossen, wenn die Situation sich beruhigt hätte.

Das hier einfach ablesbare Spiel von Sicherung und Lockerung kompliziert sich, sobald alle drei Stufen des Eigenraumes in komplexen Wahrnehmungssituationen zusammenwirken. Das herausgearbeitete Grundprinzip aber, dass die gesicherte Position Basis zur Lockerung wird, bleibt bestehen. Wie dieses Grundprinzip in komplexeren Situationen sich auswirkt, wird im nächsten Kapitel gezeigt.

II Sicherung und Lockerung im Zusammenspiel der drei Stufen. Ihr organismusinternes Korrelat: Koppelung und Entkoppelung

Wahrnehmungssituationen können verstanden werden als ein Zusammenspiel von Sicherung und Lockerung des Eigenraumes im Raum der Welt. Im Wahrnehmen vernetzt sich der Eigenraum mit dem Raum der Welt und bewegt sich zugleich in ihr oder durch sie hindurch. Würde er sich nur vernetzen, erstarrte er im Netz der Welt. Würde er sich dagegen ohne Haltepunkte bewegen, stürzte er weltlos durch den Raum. Wahrnehmung ist dadurch vernetzte Bewegung.

Zunächst wird jetzt gefragt, wie das im Zusammenwirken der drei Stufen aussieht. Gibt es auch in diesem Zusammenspiel gewisse Gesetzmäßigkeiten von Sicherung und Lockerung? Kann etwa eine Stufe des Eigenraumes eher gesichert sein, während eine andere mehr in lockernder Weise wahrnimmt? Gilt vielleicht auch hier wie bei den einzelnen Stufen -, dass Lockerung am besten möglich ist aus einer gewissen Sicherung heraus? Welche Stufe sichert dann, welche lockert? Dieses Thema wird an komplexen Wahrnehmungssituationen beschrieben.

Darauf gilt es zu zeigen, dass - neben der je anderen Erscheinungsweise von Welt in der sichernden oder lockernden Wahrnehmung - die polare Möglichkeit des Wahrnehmens auch organismusintern ihre Konsequenzen hat.

Während in der sichernden Wahrnehmung die drei Stufen des Eigenraumes eng zusammenarbeiten, organismusintern gekoppelt sind, tendieren sie im lockernden Wahrnehmen auf Autonomie - organismusinterne Entkoppelung. Das wird am Beispiel von Optik und Motorik gezeigt, da hier Koppelung und Entkoppelung am einfachsten ablesbar sind.

Sicherung und Lockerung im Zusammenspiel der drei Stufen

Zwei Beispiele, in denen einmal das Vernetzen des gesamten Eigenraumes im Vordergrund steht, dann das Bewegen, sollen als Leitfaden dienen. Beide Beispiele stammen aus dem Leben in der Bahnhofshalle. Sie werden beschrieben auf der Grundlage mehrmaliger Beobachtungen eines Videobandes, auf welchem Elemente der Situationen festgehalten wurden.

Freitagabend nach 16.00 Uhr. Menschenmassen, die sich auf die Pendlerzüge zu bewegen. Ströme von Menschen, die sich durchkreuzen müssen, weil sie von verschiedenen Eingängen des Bahnhofs herkommend, auf je verschiedene Perrons zusteuern. Elegant bewegen sich die Ströme durcheinander hindurch, Zusammenstöße von einzelnen Menschen und Anhalten sind selten. Da kommt einer mit zwei schweren Mappen. Blick auf die ratternde Abfahrtszeitenmaschinerie. "Aha! 16.24, Perron 14.". Blick auf die Bahnhofsuhr. Beschleunigung des Ganges. Vor ihm ein massiver Querstrom. Der Blick sucht sich eine möglichst undichte Zone im zu durchquerenden Strom. Er findet sie, und der Leib steuert mit Berechnung ihrer Bewegung auf sie zu. In der Zwischenzeit verdichtet sich aber auch jene Zone, sodass der Gehende mit den Mappen zu breit wäre, um in der nötigen Zeit hindurch zu kommen. Eine Mappe wird deshalb vor den Leib geschoben, die andere hinter ihn genommen, der Oberkörper so ausgedreht, dass die Gesamtmasse zu einer relativ flachen Scheibe wird, die gerade zwischen den Quergängern durchkommt. Die kritische Zone ist überwunden, die Mappen hängen wieder an den Seiten. Das Hupen eines Transportwagens wirft den Blick unseres Fahrgastes kurz in die Richtung seiner Quelle. Keine Gefahr - der Wagen fährt auf einer entfernten Spur. Wo ist jetzt Perron 14 ? Verlangsamen des Ganges. Rechtwinkliges Abbiegen. Da steht einer genau in seinem Weg. Eine kleine Ausweichkurve

wird eingeleitet. Der Stehende verschiebt seinen Standpunkt direkt in die geplante Ausweichzone hinein. Abbremsen. Böser Blick. Gegenkurve einleiten. Das Hindernis ist überwunden. Erneute Beschleunigung auf die Türe des Eisenbahnwagens zu.

Ein irgendwie Unentschlossener schlendert unberechenbar durch die Menschenfluten. Die Überholenden, Zielgerichteten rempeln ihn hie und da an, sodass er versucht, sich in weniger hektische Zonen zurückzuziehen. Hinter dem Zeitungsständer ist es ruhiger, aber er muss doch oft ausweichen, wenn jeweils einer noch schnell nach seiner Zuglektüre greift. Dort hinten an der Mauer wäre es schön, aber die Zone ist besetzt von wartenden Familien mit Gepäck. Sein umherschweifender Blick fällt auf die Stehbar. Da sind zwar viele Leute, aber so ein Glas Tischwein, warum nicht? Er stellt sich in die Reihe, lässt sich vorschieben durch die hinter ihm Drängenden. Er hat sein Glas, geht nippend in die Nähe einer noch besetzten Nische. Der Nischenbesetzer nimmt seine Tragetasche und geht. Schnell rastert sich unser Unentschlossener in der Ecke ein, den Rücken an die Mauer gelehnt, den Ellenbogen auf der kleinen Tischfläche aufgestützt. Er schaut auf die sturzfliegenden Spatzen, die Brosamen aufpicken, sieht den Wirrwarr der Schuhe, entdeckt ein elegantes Bein, zudem beim Hochfahren des Blicks leider der Kopf nicht passt. Kurzfilm seiner Freundin in seinem Innenraum, dann hört er den schmatzenden Alten vor sich und fragt sich, ob er auch so werden würde. Einer seiner Füße spielt mit zwei Zigarettenstummeln am Boden. Das Lachen von jungen Leuten reisst ihn aus den Gedanken, dann hört er wie jemand sagt, Basel sei schön.

Im ersten Beispiel wird die Vernetzung des Eigenraumes mit der Welt auf verschiedenen Ebenen deutlich. Der Gehende muss für seine Leibmasse einen Gangraum ausfindig machen, also vernetzt er sich optisch und akustisch so mit dem Umraum, dass für die gelockerte, wenig vernetzte Leibmasse möglichst ideale Bedingungen entstehen. Die Richtpunkte, seien sie stabil - wie etwa der Perron - oder beweglich - wie etwa die Menschen - werden immer wieder aufgesucht um eben das eigene Verhalten zu steuern. So werden Mauern, Bahnsteigränder, Blumengefäße als Sicherungspunkte angespielt und dazwischen auch immer wieder die Imponderabilien der bewegten Menschenmassen und Transportwagen überprüft. Alles kleine sichernde Vernetzungen der

Wahrnehmung, deren sich zum Teil verändernde Informationen laufend verarbeitet werden. So werden die im optischen Feld auftauchenden Menschen anhand ihrer Richtungen und Geschwindigkeiten auf ihre zu durchlaufenden Wege befragt, um so mögliche Kollisionsstellen mit dem eigenen Gangraum vorauszuberechnen. Lässt sich keine Kollision erahnen, wird die eigene Gangbahn ruhig fortgesetzt; im gegenteiligen Fall wird schon früh das möglichst einfache Ausweichmanöver eingeleitet. Die Vorbereitungen auf den kritischen Punkt sind ablesbar an Beschleunigung und Verlangsamung des Ganges, an Richtungswechseln und Veränderungen des ausgedehnten Leibraumes, wie etwa das leichte Drehen des Rumpfes, um in der Schulterzone schmaler zu sein. Wenn man sich einmal auf diese feineren Nuancen besinnt, wird plötzlich deutlich, wie viele völlig nebensächlich erscheinende Bewegungen des Organismus anscheinend im Dienst dieser sichernd-lockernden Begegnungen von Leibräumen stehen. Da werden in unendlicher Vielfalt Räume gegeneinander abgeschlossen: Abwendung des Blickes, Rücken gegen Rücken, Leibzonen abdeckende Arme, hochgezogene Becken ... oder aber sie werden aufeinander zu geöffnet: Hände zeigen ihre Innenflächen, Gesichter wenden sich gegenseitig zu, gefährdete Stellen wie Hals und Lenden werden frei gezeigt ... Auch das Begegnen gegenseitig bewegter Leibräume könnte also unter dem Aspekt von Sicherung und Lockerung gelesen werden: es gibt Eigenräume, die, ohne direkt aneinander zu grenzen, sich mehr vernetzend gegeneinander absetzen und andere, die mehr aneinander schleifen. Es gibt stechend-ernetzend-abgrenzende Blicke und andere die mehr gleiten.

Aber nicht nur die Sinne sind in diesem Beispiel vorwiegend vernetzend eingesetzt, sondern auch der Einbildungsraum ist in der sichernden Grundhaltung. Das Erfassen der Zahlen auf der Tafel der Abfahrtszeiten und der Uhr hat nicht den Sinn, diese Objekte zu betrachten und sich etwa Gedanken über die komisch herunterratternden Plättchen zu machen, nein - das Erfassen steht eindeutig im Dienst einiger ganz bestimmter Fragen: Wo, wann, wie spät ist es jetzt ? Das Erkennen beruhigt sich sofort, will nicht weiter.

Das Denken, sowie die Sinne, sichern hier also der bewegten Leibmasse ihren Weg und ihr Ziel. Wenn die Leibmasse auch

bewegt und in sich recht gelockert ist, gilt doch festzuhalten, dass sogar sie selbst eher vernetzend bewegt ist, indem dieser Leib ja nicht tanzt, oder spielerisch die im Weg stehenden Leute austrickst, sondern völlig ausgerichtet ist auf die sich zu schliessen drohende Zugtür. Die Wahrnehmungsfunktionen stehen alle im gleichen Dienst, nämlich das Ziel zu erreichen.

Im zweiten Beispiel steht die Lockerung im Vordergrund. Dieser Leib ist weniger vernetzt mit seinem Umraum. Die Leibmasse unseres Schauenden ist zwar eingerastert zwischen Mauer und Tisch, aber sein Fuss spielt. Sein umherschweifendes Auge erblickt zwar auch Dinge, aber dieses Erblicken steht in keinem eindeutigen Funktionszusammenhang, sondern lässt sich tragen von dem, was ihm gerade entgegenkommt. Auch sein Hören nimmt da und dort etwas von den ihn umgebenden Geräuschen auf ohne eindeutige Ausrichtung. In dieser lockernden Wahrnehmungssituation geht es ihm auch nicht darum, das Erfasste irgendwie festzulegen, vielmehr lässt er sich gerade so einfallen, was ihm halt dazu in seinem Einbildungsraum begegnet. Der gelockerten Grundhaltung entspricht eine gewisse Verselbständigung der einzelnen Wahrnehmungsfunktionen.

Im ersten Beispiel ist der Organismus vernetzt ausgerichtet. Die Wahrnehmungsfunktionen sind eingebunden in das eine Handlungsziel: Erreichen des Zuges. Motorik, Sinne und Denken sind aufs engste gekoppelt. Sie wirken zusammen in Hinsicht auf die Erhaltung des bewegten Eigenraumes.

Im zweiten Beispiel ist der Organismus gelockert. Dabei steht die Optik anscheinend nicht im Dienste eines eindeutigen Zieles, vielmehr ist sie befreit zum Schauen. Wie gelingt ihr das? Der Mann hatte sich zurückgezogen in eine Ecke, sich dort motorisch stabilisiert. Jetzt musste sein Blick nicht mehr die eigene Leibmasse sichern, sondern konnte sich ohne Rücksicht auf die Motorik dem ihm zufällig Begegnenden zuwenden.

Die Motorik hat, indem sie sich in einem sicheren Umraum stabilisiert hat, den Blick freigegeben für andere Funktionen. Motorik und Optik haben sich entkoppelt. Durch die stabilisierte Motorik wird die Sicherung des Eigenraumes gewährleistet, aus der heraus dann der Optik die Lockerung ermöglicht wird.

So findet hier das gleiche statt, das wir für die einzelnen Stufen des Eigenraumes beschreiben konnten, nämlich dass ein Teil der Wahrnehmungsenergie sichernd verwendet wird, während ein anderer Teil für die Lockerung verfügbar ist, nur ist hier diese Doppelheit der Wahrnehmungsfunktionen auf verschiedene Stufen des Eigenraumes verteilt. Dabei haben Sicherung und Lockerung ihre organismusinternen Entsprechungen, indem im einen Fall die Funktionen vernetzt ausgerichtet sind - intern gekoppelt im anderen Fall sich auseinander herauslösen - intern entkoppelt.

Koppelung und Entkoppelung

Dieses Phänomen von Koppelung und Entkoppelung muss noch näher beschrieben werden. Das mehr oder weniger intensive Zusammenwirken von Optik und Motorik eignet sich dazu besonders gut, weil es - wie die obigen Beispiele zeigen - von aussen einfach lesbar ist.

In der Handlungsbewegung ist die Optik eingebunden in das Handlungsziel. Gekoppelt mit Motorik und Denkfunktionen geht es darum, den Eigenraum in Hinsicht auf jenes bestimmte Ziel zu erhalten. Unter bestimmten Bedingungen kann sich die Optik aus dieser Koppelung loslösen und so in ihrer gelockerten Weise funktionieren. In unserem Beispiel war die Bedingung die durch den Umraum gewährleistete Erhaltung des motorischen Eigenraumes. Sie war dadurch gewährleistet, dass der Leib in einer ruhigen, geschützten Zone verankert wurde und keine schwierigen Bewegungen zu machen waren (das Weinglas zum Mund zu führen war dem Mann so vertraut, dass er dieses Führen nicht optisch kontrollieren musste). Wenn also der motorische Eigenraum gesichert ist, kann sich die Optik aus ihrer ursprünglichen Funktion - eben diesen Eigenraum zu erhalten - befreien für andere Funktionen. Sie ist entkoppelt. Dazu einige weitere Beispiele:

Als Anfänger im Schreibmaschinenschreiben muss jedes Drücken einer Taste optisch gesichert werden. Der Könnner kann die diktierende Person anschauen und sich Gedanken über seine momentane Gemütsverfassung erlauben. Die anfänglich im Dienst der Motorik stehende Optik kann sich von den motorischen Funktionen entkoppeln, weil diese Funktionen gesichert sind und zwar in diesem Falle durch Gewöhnung.

Die gleiche Autofahrerin, die im Stadtverkehr nervös wird, wenn der Beifahrer sie auf ein einsam blühendes Bäumchen aufmerksam machen will, schaut sich, auf der Autobahn fahrend, in aller Ruhe einen dampfenden Kühlturm an. In diesem Beispiel ist zunächst der materiale Eigenraum bedroht durch die Komplexität der Verkehrssituation, die sich in einer Fülle von heterogenen optischen Reizen konkretisiert, die alle in Bezug auf die Erhaltung des Eigenraumes kontrolliert werden müssen; während dann die Homogenität der Autobahninformation eine gewisse Sicherung des motorischen Eigenraumes gewährleistet und so den Blick zum Schauen freigibt.

Die alte Dame im Warenhaus überwacht vorsichtig die Bewegungen ihres Fusses im Vorfeld der Rolltreppe. Jetzt, wo sie gemütlich aufwärts fährt, guckt sie sich das Kleid der vor ihr Stehenden an, schaut hinunter zu den Pâtisseries mit einem Lächeln auf dem Gesicht, das plötzlich einer ernsthaften Miene weicht, weil der Blick sich jetzt am Ende der Rolltreppe festsaugen muss, um beim Übergang auf den Normboden der Motorik den exakten Impuls zu geben. Hier ist der sich bewegende Eigenraum für eine kurze Zeit durch die Technik gesichert, was der Optik ihre vorübergehende Entkoppelung ermöglicht, bevor sie wieder eingebunden wird in ihre alte Funktion des Eigenraumsicherns.

In allen diesen Beispielen wird die optische Wahrnehmung aus ihrer ursprünglichen Funktion des Eigenraumsicherns befreit, nämlich dadurch, dass diese Sicherung durch andere Formen gewährleistet ist. Was diese Fähigkeit zur Entkoppelung eigentlich bedeutet, wird vor allem dann klar, wenn die Intensität der ursprünglichen Koppelung danebengestellt wird.

Auf Schaustellerplätzen sieht man seit einiger Zeit riesige Halbkugeln stehen, Zelte, in denen Filme vorgeführt werden. Die Filme bedecken eine ganze Hälfte der Halbkugel. Die Zuschauer stehen in der Mitte der Kugel, sodass das ganze optisch erreichbare Feld vor ihnen vom Filmgeschehen besetzt ist. Nun fährt man in diesen Filmen, sich mit der Kamerafahrt identifizierend, durch die Welt und zwar in Schiffen, Autos, Achterbahnwagen oder Flugzeugen. Bei den Neulingen unter den Zuschauern geschieht meistens das Gleiche: sie lassen sich so sehr in die optische Welt ein, dass die gekoppelte Motorik entsprechend der optischen Information reagiert. Da liegen die Zuschauer in die Kurve, obwohl

ja der Boden völlig ruhig bleibt. Da wenden sich die Leute erschrocken ab, wenn ihr Wagen in den nächsten zu fahren droht, obwohl ja der Zusammenstoß im Film das Zelt nicht im Geringsten erschüttert. Ihre Motorik reagiert im Leerlauf auf eine optische Information. Es ist faszinierend zu spüren, wie die eigene Motorik auch nach mehrmaligem Anschauen der Filme immer noch Ausgleich- oder Ausweichbewegungen anklingen lässt, die man dann freilich relativ rasch in den Griff bekommt. Dann lernt man eben die Motorik des im Zelt stehenden Organismus von der optischen Information zu trennen. Dass dies ein Lernprozess ist, mag auch daran deutlich werden, dass in den Anfangsstunden des Kinetographen die Zuschauer sogar bei gewissen Bildern der uns so vertraut gewordenen Normleinwand, etwa beim Heranbrausen eines Zuges, aus dem Vorführsaal rannten.

Geht man historisch noch weiter zurück, darf man wohl annehmen, dass gewisse für uns selbstverständlich gewordene Phänomene, eben wegen dieser ursprünglich dem Organismus innewohnenden Koppelung, für die damaligen Menschen berausende Veränderungen der Wahrnehmungsfähigkeiten bedeuteten. Anstatt sich selber durch den Landschaftsraum zu bewegen und so durch die eigene Motorik den optischen Raum zu erschliessen, setzte man sich jetzt auf ein Tier oder einen Karren und liess die optisch erscheinende Welt an sich vorbeiziehen. Der Blick wurde plötzlich transportiert ohne grobmotorische Eigenbewegung.

Wir heutigen haben uns an weit komplexere Formen der Entkoppelung gewöhnt. Wir lassen nicht nur unseren Blick mittels verschiedenster technischer Errungenschaften in unglaublichen Geschwindigkeiten durch die Welt transportieren, nein, wir haben uns inzwischen sogar die Bedingungen geschaffen, die Leibmasse völlig still zu legen und trotzdem die Welt an uns vorbeiziehen zu sehen. Dabei zieht die Welt nicht etwa mit einer gewissen Gleichförmigkeit an uns vorbei/wie etwa aus einem Fahrzeug gesehen, wir sind vielmehr einmal hoch in der Luft und gucken auf die Erde, dann lassen wir uns ein in die mikroskopische Welt der Bakterien, um dann etwas später langsam hinter dem Mörder im Treppenhaus hochzusteigen.

Die verschiedenen Stufen des Eigenraumes sind manchmal ausgerichtet auf ein Ziel. In diesen Situationen sind sie intern eng gekoppelt, wirken zusammen, um das Ziel zu erreichen. Der

Organismus hat aber auch die Fähigkeit diese Stufen des Eigenraumes zu entkoppeln. Durch diese Möglichkeit der Entkoppelung braucht also nicht jede Wahrnehmungsbewegung oder -vernetzung jeweils im Dienst einer anderen zu stehen, sondern kann eine gewisse Autonomie entfalten, solange jedenfalls, als nicht Notzustände die gesamten Energien des Organismus eben auf ein ganz klares Ziel versammeln.

Koppelung und Entkoppelung haben mit Sicherung und Lockerung zu tun. Und zwar sind sie die organismusinternen Korrelate zur Sicherung und Lockerung draussen in der Welt. Sie zeigen erneut an, dass der Leib sich zu sich selbst ähnlich verhalten kann, wie er sich zur Welt verhält. Ausgerichtetsein auf einen bestimmten Ausschnitt der Welt heisst zugleich interne Vernetzung aller Systeme in Hinsicht auf diesen Ausschnitt. Entrichtetes Insein heisst zugleich Lockerung der internen Systeme im Sinne der Entkoppelung.

Das organismusinterne Korrelat zu Sicherung und Lockerung - die Fähigkeit zur Koppelung oder Entkoppelung der drei Stufen des Eigenraumes - ist nicht nur ein interessantes Phänomen, es kann auch als Grundlage verschiedener menschlicher Fähigkeiten angesehen werden.

Es wurde gezeigt, dass Entkoppelung vor allem dann möglich wird, wenn die Sicherung des Eigenraumes gewährleistet ist. Mit anderen Worten, der Organismus hat die Fähigkeit, die Sicherung zu delegieren und zwar in verschiedenen Formen. Diesen Formen der Delegation und ihren Konsequenzen ist das Schlusskapitel gewidmet.

III Die Delegation der Sicherung und ihre Konsequenzen

Es hat sich gezeigt, dass der menschliche Organismus auf Delegation der Sicherung tendiert. An der einfach ablesbaren Entkoppelungsmöglichkeit von Optik und Motorik wurde diese Delegationstendenz aufgewiesen, indem beschrieben wurde, wie bei der gesicherten Motorik der Blick frei wurde für das Schauen.

Um jetzt die Konsequenzen dieser Delegationstendenz zu untersuchen, gilt es zunächst in einem Exkurs über die Aufmerksamkeitsenergie danach zu fragen, wie die These von

sichernder und lockernder Wahrnehmung mit dem Problem der Aufmerksamkeit zusammenhänge.

Anscheinend hat die verfügbare Aufmerksamkeitsenergie ihre Grenzen, sodass sich der Mensch nicht unbeschränkt ausrichtend vernetzen kann. Indem er die sichernde Vernetzung delegiert, schafft er sich die Möglichkeit, die verfügbar gewordene Energie Anderem zuzuwenden. Gleichzeitig aber entlässt er im Delegieren die Sicherung aus dem Feld seiner direkten Aufmerksamkeit. Diese doppelte Konsequenz der Delegation - Gewinn von Freiraum und Verlust von Kontrolle - wird anschliessend durch drei Formen der Delegationsmöglichkeiten [organismusinterne Delegation, Delegation an die Mitmenschen, Delegation an das zivilisatorisch-technische Objekt] hindurch verfolgt. Indem hier auch veräusserte Formen der Delegation besprochen werden, werden die am Organismus abgelesenen Gesetzmäßigkeiten ausgeweitet und in den Zusammenhang der Sozietät gestellt.

Das Zuwenden der Aufmerksamkeit

Der menschliche Organismus tendiert auf Delegation. In unserem Anfangsbeispiel etwa, wird die Verklammerung mit der Welt an Standbein und Haltearm delegiert, um die anderen Extremitäten für das lockernde Suchen freizuhaben. Im Konzentration verlangenden Höhepunkt des Gespräches auf dem Spaziergang hält der Erzählende an, fixiert sich optisch im Gesicht des Zuhörers, um aus dieser an Optik und Motorik delegierten Sicherung möglichst viel Energie für das Formulieren des Gedankens freizukriegen.

Es muss, von diesen Beispielen her kommend, angenommen werden, dass dem menschlichen Organismus eine Art interne Aufmerksamkeitsregulierung innewohnt, die die zur Verfügung stehende Aufmerksamkeitsenergie möglichst ideal zu verteilen hat. Organismusintern muss ständig entschieden werden, was Wert sei, mit Aufmerksamkeitsenergie belegt zu werden. Da diese Energie Grenzen hat, müssen Prioritäten gesetzt werden. Der Organismus schafft es nicht, gleichzeitig einen schwierigen Waldweg hochzusteigen und einen noch schwer zu denkenden Gedanken zu formulieren. Also muss er das eine oder andere opfern: entweder er bleibt stehen und teilt seine Gedanken mit, oder er geht weiter und vertröstet den Gesprächspartner auf den Kaffee, bei dem er ihm

über sein neues Denken zu berichten versuche. Entweder wird also die Energie aus der Wahrnehmungs-Handlungskette: Waldweg sehen - motorisch reagieren zurückgezogen, oder aber aus der Wahrnehmungs-Handlungskette: Einbildungsraum erfassen - Sprache formulieren. Beides geht anscheinend nicht, es sei denn, man hätte eine der beiden Ketten automatisiert, etwa indem man den Waldweg so gut kennt, dass man ihn nicht überwachen muss, die Energie also frei bleibt für die Formulierung des Gedankens, oder indem man den Gedanken schon so oft sprachlich formuliert hat, dass die Sätze sich ohne besondere Zuwendung von Energie mitteilen lassen.

Es gibt aber noch eine andere Lösung des Konfliktes, die Aufmerksamkeit zu verteilen. Man nimmt einen weniger schwierigen Weg und einfachere Gedanken. Der Weg fordert dann keine Ballung der Aufmerksamkeit, es genügt, hie und da mal die Richtung zu prüfen, oder die kleinen Hindernisse einzuplanen. Andererseits verlangen die einfachen Gedanken auch keine ständige Zuwendung der Aufmerksamkeit, vielmehr melden sie sich selbstverständlich an, tauchen wieder unter, setzen einmal beim Blick über die Stadt an, dann wieder in den Zonen der Erinnerung. Hier ist dann beides zugleich möglich: Spazieren und Plaudern. Allerdings eben in der Weise, dass keines der beiden den Organismus total auf sich versammelt.

Damit sind die in der Psychologie oft unterschiedenen Pole der konzentrierten und diffusen Aufmerksamkeit in den Zusammenhang von Sicherung und Lockerung gestellt. Die konzentrierende Aufmerksamkeit vernetzt sich mit der Welt, tendiert auf Klarheit auf Kosten der Ganzheit. Die diffuse Aufmerksamkeit schleift an der Welt und tendiert auf Ganzheit auf Kosten der Klarheit.

Vernetzung und damit einhergehende Koppelung der internen Systeme ist ausgerichtet, zielbezogen. Wenn die Aufmerksamkeit von einer neuer Ausrichtung her abgezogen wird, droht eine der beiden Ausrichtungen zusammenzubrechen. Deshalb muss der Organismus in komplexeren Situationen, die gleichzeitige Mehrfachausrichtungen verlangen, einen Teil dieser Ausrichtungen automatisieren, das heisst durch Gewöhnung aus der Zone der zugewendeten Aufmerksamkeit entlassen. Ein Beispiel:

Ein Schauspieler soll auf einer beweglichen Kugel stehend einen Text rezitieren. Anfänglich hat er weder den Text völlig klar auswendig, noch hat er sich geübt im Stehen auf der Kugel. Die vom Regisseur gestellte Aufgabe erscheint ihm unlösbar. Entweder gelingt es ihm, sich einigermaßen auf der Kugel zu halten, dann bleibt ihm aber der Text weg; oder aber er hat den Text und fällt dabei ständig von der Kugel. Jetzt übt er zunächst das Stehen auf der Kugel, und zwar so lange, bis es automatisiert ist, bis er sich also darum gar nicht mehr zu kümmern braucht. Er entlässt dabei diese Aktion aus seiner bewussten Zuwendung, kann sich nun auf den Text konzentrieren. Erst wenn auch dieser soweit automatisiert ist, dass er nicht mehr an ihn zu denken braucht, kann er zu spielen beginnen, denn für das Spiel muss seine Aufmerksamkeit sich ausrichten können auf Mitspieler und Publikum.

Mehrfachvernetzungen sind also erst möglich, wenn Teile davon aus der direkten Zuwendung der Aufmerksamkeit entlassen werden können. In unserem Beispiel kann die Aufmerksamkeit abgezogen werden, weil die Vernetzung durch Gewöhnung gewährleistet ist. Der Organismus delegiert die Vernetzung an das taktil-kinästhetische System und kriegt so zunächst die Aufmerksamkeitsenergie frei für den Text, den er ebenfalls delegiert - nämlich an das auswendige Erinnern - um so schliesslich die Aufmerksamkeitsenergie freizuhaben für das Spiel.

Drei Formen der Delegation

Nun wurde schon oben gezeigt, dass dieses Gewährleisten der Sicherheit - oder wie es jetzt genannt wird, das Delegieren der Sicherheit - verschiedene Formen annehmen kann. Abschliessend gilt es, einige Formen dieser Delegation und deren Konsequenzen zu beschreiben.

Im Wahrnehmen muss der Mensch sich vom Raum der Welt abheben und doch gleichzeitig mit ihm verbunden bleiben. Der Organismus hat Lösungen entwickelt, die man als Wechselspiel von Sicherheit und Lockerung verstehen kann. Im Sichern grenzt er sich von der Welt ab, indem er sich mit ihr vernetzt. Im Lockern verbindet er sich mit ihr, indem er das diffundierende Insein betont. Lockerung ist immer nur möglich auf der Basis einer gewissen Sicherheit. Die Mehrfachausrichtung des Organismus ist nicht

gleichzeitig möglich. Die Energie reicht jeweils nur für eine totale Ausrichtung aus. Da der Organismus für das ständige Sichern in verschiedenen Richtungen zu wenig Energien hat, hat er Tendenzen entwickelt, die Sicherung zu delegieren.

Das im Organismus angelegte Delegieren der Sicherung hat zwei Seiten: Einerseits wird Aufmerksamkeitsenergie freigesetzt, die sich damit Neuem zuwenden kann. Andererseits entlässt der Organismus die Sicherung aus der unmittelbaren Kontrolle, indem er eben die Aufmerksamkeit auf Anderes verwendet. Delegation ist also immer zugleich Freisetzen von Energie und Entlassen aus der Kontrolle. Wie wirkt sich nun diese Doppelheit in den verschiedenen Formen der Delegation aus ?

Bei der organismusinternen Delegation ist sowohl das Freisetzen von Energie als auch das Entlassen aus der Kontrolle relativ gering. Wenn das Geschirrabwaschen an die Routine delegiert wird und dadurch dabei gleichzeitig der Nachmittag geplant werden kann, ist zwar der gewonnene Freiraum bescheiden, aber dafür bleibt auch die Distanz zur Kontrolle ausgesprochen gering. Sobald der Hand ein Teller entgleiten will, versammelt sich schlagartig die Aufmerksamkeit in der Hand und kann so vielleicht den Teller retten.

Bei der Delegation an die Mitmenschen verändert sich die Sachlage. Einerseits kann der Delegierende sich jetzt nach dem Essen völlig einer anderen Tätigkeit zuwenden, andererseits entlässt er in einem weiteren Sinne das Abwaschen aus seiner Kontrolle. War der Mitessende ein mit der Wohnung unvertrauter Gast, riskiert der Delegierende, am Abend sein Salatbesteck nicht mehr zu finden.

Bei der Delegation an die Technik schliesslich wächst sowohl das Freisetzen der Energien des Delegierenden, als auch sein Verlust über die Kontrolle noch einmal an. Nach dem Knopfdruck auf dem Geschirrspülautomaten kann er weggehen, ohne sich Sorgen zu machen, dass da jemand leidend in der Küche steht, und dass er dann morgen derjenige sein wird. Dafür ist es gut möglich, dass abends alles noch ebenso schmutzig im Automaten steht, wie er es hineingestellt hat, weil da irgendeine Panne war.

Über die organismusinterne Delegation wurde oben genügend gehandelt. An ihr wurde ja das Phänomen überhaupt fassbar. Hier

sei deshalb nur noch zusammenfassend auf das Kontinuum hingewiesen, das vom taktilen Eigenraum über den der Fernsinne bis zum Eigenraum des Einbildens reicht. Schon in dieser Stufung kündigt sich der Prozess des Gewinns von Freiraum auf Kosten eines gewissen Kontrollverlustes an, wenn er auch noch nicht so radikal sich zeigt, wie in der veräusserten Delegation an Mitmenschen oder Technik. Wenn der Organismus sich Freiraum schafft für das Denken, indem er das gleichzeitige Spazieren durch Gewöhnung delegiert, bleibt er in diesem Spazieren doch im unmittelbaren Kontakt mit der Welt, sodass das Weichwerden des Bodens direkt aufgenommen wird und mit Aufmerksamkeit belegt werden kann. Wenn der Organismus sich einen Freiraum des Denkens schafft, indem er auf den delegierten Sicherungen des Einbildungsraumes aufbaut, also etwa die tradierten Begriffe als durch Gewöhnung delegierte übernimmt, hat er eine ganz andere Form des Freiraums, aber auch der Kontrolle erreicht. Er entlässt durch die Delegation an die tradierte Sprache etwas aus der Aufmerksamkeit, das sich beim 'Weichwerden' nicht mit der gleichen direkten materialen Penetranz anmeldet wie das materiale Weichwerden des Bodens. Lange zieht deshalb nichts seine Aufmerksamkeit auf sich, weil er sich in der gewöhnten Sprache gesichert glaubt. So ist der mit Sprache Arbeitende zwar befreit zu denkerischen Höhenflügen, aber es besteht immer gleichzeitig die Gefahr, dass, wenn diese Sprache nur übernommen ist, und sich nicht mehr an der konkret-material-ausgedehnten Welt nährt, dieses Denken den Boden unter den Füßen verliert, ohne es zu spüren.

Die aus der Aufmerksamkeit entlassene Sicherung hat also schon organismusintern verschiedene Konsequenzen. Wie entwickeln sie sich bei der veräusserten Delegation an Mitmensch und Technik ?

Als soziales Wesen hat der Mensch die Anforderung der Mehrfachausrichtung durch die Delegation an den Mitmenschen, also als Gruppe zu lösen versucht. Schon das Kleinkind - zumindest im glücklichen Falle - spürt, dass es sich nicht völlig allein gegen den Raum der Welt behaupten muss, sondern dass da noch andere mit ihm sind. Ein Beispiel, das nahe an der Wahrnehmung bleibt, soll zeigen, wie sich die Delegation der Sicherung in der Gruppe auswirkt:

Der Bewohner eines Hauses, das fernab von anderen Menschengruppen liegt, fühlt sich gesichert durch seine Mitbewohner. Im Keller bastelt einer an seinen Motorrädern, die Düfte aus der Küche lassen ihn wissen, dass auch dort jemand werkt, und die Schritte aus dem Kies sind von Louis und seinem Kind, die ihren abendlichen Spaziergang machen. Der Eigenraum der einzelnen Bewohner ist geborgen im Raum der Gruppe. Unser Bewohner, der im ersten Stock sitzt, weiss durch die Präsenz der Anderen, dass weder im Keller, noch in der Küche, noch ums Haus herum irgend etwas Ungewöhnliches ist. Seine Wahrnehmung ist gleichsam durch die Gruppe verlängert. Er braucht nicht zu fürchten, dass plötzlich ein Fremder in sein Zimmer treten könnte, wie ihm das manchmal geschieht, wenn er allein im Hause ist. Jetzt braucht er nicht hinauszugehen, um nachzusehen, ob da wirklich niemand sei, weil ja die Anderen dies schon längst gemerkt und mitgeteilt hätten.

Durch das Teilen der Sicherung mit den Mitbewohnern entsteht eine Art Gruppenraum, in dem der Eigenraum jedes Einzelnen aufgehoben ist. Dieser Gruppenraum ist mehrfach ausgerichtet und hat ein viel grösseres Aufmerksamkeitspotential als die vereinzelt Eigenräume. Zudem sind jetzt die Eigenräume nicht mehr auf sich selber zentriert, vielmehr ist jetzt der Kern des von der Gruppe gemeinsam gesicherten und bewegten Raumes das Wahrnehmungszentrum. Das kann eine Wohnung sein, ein Haus oder gemeinsam bebautes Land; wichtig ist, dass dem Einzelnen vertraute Zeichen der Gruppe erscheinen, die ihm anzeigen, in welcher Zone des Gruppenraumes er sich jeweils befindet. Er spürt dann genau, ob er an der Peripherie, im Kern oder gar draussen in der Fremde sei.

Wenn man einen vertrauten Gruppenraum verlässt - etwa den der Familie -, um einen anderen, weit entfernten, aber ebenso vertrauten Raum - etwa den von guten Freunden - aufzusuchen, empfindet man deutlich das Hinter-sich-Lassen des einen und das Sich-Ankündigen des anderen Raumes. Man verlässt nach und nach die vertrauten Marken des ersten Raumes, kommt an Grenzzonen, die man selten überschreitet, fühlt sich dann eine Weile angeregt durch das Neue der Fremde, vielleicht auch etwas verlassen im ungewohnten Zwischen, bis dann plötzlich die ersten Marken des neuen vertrauten Raumes sich ankündigen: der Hügel

mit der Kirche, die man damals gemeinsam besucht hat; die Siedlung, in welcher Bekannte der Freunde wohnen; der Marktplatz mit seinem immer noch gleichen Lärm; die kleine Bar am Ende der Gasse, vor der schon wieder der Wirt steht; das unendliche Treppenhaus; der Geruch der Wohnung ...

Im Verlassen und Wiederauffinden von vertrauten Gruppenräumen treten so die Zentren und Grenzbereiche deutlich hervor und zeigen damit das jeweilige Bezogensein der Wahrnehmung auf die Lebensräume von Menschengruppen an.

Im Gruppenraum delegiert der Einzelne Teile der Sicherung an die Mitmenschen. Er gewinnt damit Freiheit für Lockerung und neue Vernetzungen, die der Gruppe wieder zugute kommen. Zur Delegation gehört aber auch ein gewisser Verlust an Kontrolle. Wie wirkt sich dieser hier aus?

Wenn in unserem Haus Spannungen unter den Mitbewohnern bestehen, und unser Bewohner im ersten Stock dadurch das Vertrauen verliert, kann er nicht einschlafen, weil er nicht weiss, ob Louis, der ihn sonst immer weckt, das Morgen auch tun wird. Auch ist er im Ungewissen darüber, ob die Haustüre, die er vor einer Stunde geschlossen hat, wohl inzwischen nicht wieder geöffnet worden sei. Sicherheitshalber geht er nachprüfen, will sich sein traditionelles Bier holen in der Küche - leergetrunken. Oben im Gang hört er jemanden herum schlurfen. Er hält sich mäuschenstill, um ja niemanden anzutreffen.

In dieser Situation ist das an die Anderen Delegierte in Frage gestellt. Weil die veräusserte Delegation aus der eigenen Sphäre entlassen ist, meldet der eigene Organismus nichts, wenn die Sicherung zusammenzubrechen droht. Also kann auch die Aufmerksamkeit sich nicht so schnell auf der Bruchstelle versammeln. Wenn das Gespräch in der Gruppe verunmöglicht ist, teilt keiner mehr dem anderen mit, wo er Risse in der Sicherung hat entstehen lassen. Jeder entdeckt nach und nach die Löcher und beginnt deshalb langsam wieder seinen kleinen isolierten Eigenraum zu sichern. Jeder hat seinen eigenen Wecker, hat sein eigenes Bier im Zimmer. Die Küche ist leer. Das Haus ist eine Summe gesicherter kleiner Eigenräume in den Zimmern. Nichts mehr von einem Gruppenraum. Die Zentren der Wahrnehmung sind wieder die Individuen.

Jetzt beginnt die Fremde schon im Flur. Das Haus wird unheimlicher, als wenn man es alleine bewohnt. Denn alles, was man in den gemeinsamen Zonen tut, kann jederzeit von den Anderen verändert werden. So klappt jetzt nicht nur die delegierte Sicherung nicht mehr, sondern auch das selbst Gesicherte wird in Frage gestellt: Die Haustüre, die man geschlossen hat, könnte wieder geöffnet worden sein; das selbstgeholte Bier könnte von den Anderen leergetrunken worden sein. So wird in diesem Extremfall sogar die selbst aufgebaute Sicherung aufgebrochen. Die Gruppe ist zum Feind geworden.

Sicherte sich anfänglich der Gruppenraum durch mehrfache Vernetzung und erhöhte Aufmerksamkeitsenergie gegen das fremde Aussen, so müssen sich jetzt die einzelnen Eigenräume gegeneinander sichern. Nicht nur der Gruppenraum ist zusammengebrochen, sondern auch der ursprünglich sichernde Raum des Hauses ist jetzt durchsetzt vom Fremden.

Die Delegation an den Mitmenschen ist nur gewährleistet durch das Vertrautsein mit ihm. Das Sein unter Menschen genügt keineswegs. Man muss sich darauf verlassen können, dass Risse im Vernetztsein gegenseitig mitgeteilt werden, weil man ja im veräussernden Delegieren die Sicherung aus dem eigenen Aufmerksamkeitsbereich entlassen hat.

Ohne Mitteilen und Verstehen ist der Mensch beim Menschen nicht aufgehoben, sondern wird ihm zum Unberechenbaren, zum Bedrohlichen.

Nun hat der Mensch schon früh noch eine andere Möglichkeit der veräussernden Delegation entdeckt. Er scheint gespürt zu haben, dass die Handlungen, die er ohne direkte Zuwendung tut, die einfach so geschehen, ohne dass er ständig darauf achtet, dass diese Handlungen eigentlich auch anderen Elementen der Welt überlassen werden können.

So mag er eines Tages, müde immer selber zu gehen, anderes Gehendes angeschaut haben und sich gefragt haben, ob er vielleicht einem Tier sein Gehen überlassen könnte. Oder, bemerkend, dass das Wasser den gleichen Weg geht, wie seine Holz schleppenden Freunde, wird er versucht haben, dem Wasser das Tragen zu überlassen. Mit Steinen wollte das allerdings nicht funktionieren. Anscheinend müsste man dazu etwas haben,

beweglich wie Wasser, aber doch härter, dichter, damit die Steine nicht versinken würden: Bewegliches Hartes - Gleitender Boden - Geröll Halde, auf der grosse Steine von kleinen heruntergetragen werden - Rollende Steine - Rund ist beweglich - Rollen, Rad, Karren u.s.w.

Über das Delegieren an Anderes entstanden so die ersten zivilisatorisch-technischen Objekte, die dem Menschen die Sicherung des Gruppenraumes in verschiedenster Hinsicht erleichterte. So wurde etwa der physische Schutz durch den Hausbau gesichert; Angriff und Verteidigung wurde der Kriegsmaschinerie übergeben; das Verkehrswesen übernahm die Funktionen des Transportes. Jede dieser Delegationen hat ihre doppelten Konsequenzen. Es wird auch hier jeweils einerseits Aufmerksamkeitsenergie freigesetzt, andererseits das Delegierte in gewisser Weise der unmittelbaren Kontrolle entzogen.

An einem einzelnen Beispiel sollen einige Konsequenzen modellhaft besprochen werden. Das Beispiel stammt aus der Technologie des Wissens. Nicht weil es als brisantester Ausläufer des Themenbereiches betrachtet würde, sondern weil es uns als Universitäre sehr direkt betrifft.

Wissen wurde einst im Erzählen tradiert. Nur Kernsätze wurden aufgeschrieben, weil das Hauen in Stein mühsam war. Träger der Information waren die Menschen, die in ihrem Erzählen des selbst Erlebten oder übernommenen Gehörten mehr oder weniger glaubhaft erschienen. Das verfügbare Wissen war klein, der Weg es zu erreichen beschwerlich. Man musste hingehen zu den Meistern oder warten, bis sie in die eigene Region kamen. Der Meister seinerseits entschied, ob ein Schüler seines Wissens würdig war, ob er es in einer Weise vertreten würde, die zu verantworten wäre. Er gab sein Wissen als Ganzheit der Person an ganze Menschen weiter. Er besass damit eine sehr fragwürdige Macht, war aber wohl auch - im ständigen Spüren dieser Macht - seiner Verantwortung bewusst.

Durch die Schrift und später vor allem die Buchdruckerkunst wird Wissen delegierbar an zivilisatorisch-technische Objekte. Anstatt jedem die gleichen Fakten immer wieder zu erzählen, kann jetzt das Gedachte heraus gesetzt werden in die Schrift. Delegiert wird also eigentlich die immer gleiche Arbeit des Mitteilens. Man

übergibt den Gedanken dem Buch, das jetzt den anderen mitteilen kann, was man sonst immer mühevoll selbst tun musste. Im einmaligen heraus Setzen des Gedankens in das Buch ist er in diesem Speicher gesichert aufbewahrt. Für den Denker ist das so Gespeicherte gleichsam erledigt, er kann sich jetzt ruhig neuen Inhalten zuwenden. Der frühere Gedankengang geht dabei nicht verloren, denn er ist ja jetzt Teil des gesicherten, delegierten Wissens. Der Autor braucht sich so nicht mehr um die Verbreitung des alten Gedankens zu kümmern, denn diese Verbreitung ist durch das zivilisatorisch-technische Objekt gewährleistet. Sein an es weitergegebener Gedanke wird nach den Gesetzen des Speichers eingeordnet, kriegt - im Falle des Buches - seinen Platz in der Bibliothek, erscheint unter verschiedenen Schlagwörtern auf den Mikrofiches, ist unter diesen Schlagwörtern in der ganzen Welt erreichbar. Es erscheint im Verlagsprogramm, wird von anderen Medien - Zeitung, Rundfunk, Fernsehen - weiterverbreitet und hält sich, im Falle seines Vergriffenseins, als Photokopie und Mikrofilm am Leben.

Speicherung und Kommunikation sind delegiert an das zivilisatorisch-technische Objekt. Dass dabei riesige Freiräume gewonnen werden ist offensichtlich. Die wichtigsten sind auf der Seite des Autors die Zuwendung zu neuen Stoffen, weil der alte gesichert abgelegt ist; auf der Seite des Empfängers die Möglichkeit, am verfügbaren Wissen in fast unbeschränktem Masse teilzuhaben.

Nun ist ja - wie sich immer wieder gezeigt hat - Delegation mit einem gewissen Kontrollverlust verbunden. Was wird denn in dieser spezifischen Form der Delegation aus dem Bereich der Aufmerksamkeit entlassen? Was geschieht, wenn man die Speicherung und Kommunikation des Wissens dem zivilisatorisch-technischen Objekt überlässt ?

Was der Mensch im Einbilden speichert, wagen wir einmal situative Ganzheiten zu nennen. Gemeint ist, dass das Einbilden in Zusammenhängen geschieht. Einmal im Einbildungsraum abgelagert, wird es flexibel verfügbar, so, dass jetzt entweder die ursprüngliche situative Ganzheit in der Erinnerung erscheinen kann, oder aber Teile verschiedenster situativer Ganzheiten in vielfacher Kombinatorik miteinander ins Spiel gebracht werden können. Jeder menschliche Speicher hat so, durch seine eigene Einbildungskraft,

ein ihm eigenes Repertoire an Elementen, die er miteinander in Beziehung setzen kann. Ein Stichwort oder ein bestimmtes Erlebnis setzt seinen Einbildungsraum mehrdimensional in Bewegung, sodass von Begriffen bis zu Gefühlen, von Gerüchen bis zu Bildern, von Melodien bis zu Körperhaltungen verschiedene situative Elemente nebeneinander auftauchen. Dabei ist dieses Bewegen des Eingebildeten nicht immer gleich. Je nach Gesamtzustand des Organismus wird beim gleichen Ausgangserlebnis ganz Verschiedenes in Bewegung gesetzt.

Indem nun diese Speicherung - wenn vorläufig auch nur in rudimentärer Annäherung - dem zivilisatorisch-technischen Objekt überlassen wird, entlässt der Mensch die entsprechenden Inhalte aus seinem Einbildungsraum und entzieht sie so seiner eigenen schöpferischen Auseinandersetzung. Die veräussert gespeicherten Elemente entgleiten seiner Aufmerksamkeit. Er kann sie in seinem Einbildungsraum nicht mehr unmittelbar spielen lassen.

Dies geschieht freilich auch schon in der sozialen Delegation des Speicherns. Wenn man dem Juristen die Fragen des Rechtes überlässt und sich selber der Theologie zuwendet, entzieht man gleichsam dem theologischen Denken die rechtlichen Assoziationen. Aber man kann den Juristen treffen und so diese Assoziationen im Gespräch entstehen lassen. Die soziale Delegation baut ja gerade auf den persönlichen Fähigkeiten zur Kommunikation auf. Nur über sie kommt sie zum Tragen.

Ein wesentlicher Zweck der veräusserten Delegation des Speicherns war dagegen gerade das Überwinden dieser persönlichen Mitteilung durch das Delegieren der Kommunikation. Anstatt immer selber das Gleiche mitteilen und erzählen zu müssen, hat man es - möglichst vielen zugänglich - einmal heraus gesetzt als Buch. Nun stellt also der Theologe dem Buch die Fragen und nicht dem Juristen selbst. Das Buch antwortet entsprechend den Möglichkeiten des delegierten Wissens. Es wird den Theologen über das Stichwortregister in einzelne Abschnitte hineinführen, die er so isoliert nicht versteht, sodass er die dazugehörigen Kapitel liest. Irgendwie scheint ihm, wenn auch die Terminologie gewisse Schwierigkeiten macht, dass hier bald einmal sein Thema angesprochen werden müsste. Das trifft leider nicht ein, dafür hat er Literaturhinweise gefunden, die vielversprechend sind. Diesen Hinweisen nachgehend, findet er den exakten

Terminus, unter dem seine Frage im Bereich des Rechtes abgehandelt wird. Im Schlagwortkatalog findet er unter dem Terminus einige Dutzend Titel, wovon die meisten in der Bibliothek selbst nicht greifbar sind. Er bestellt sie im Ausland und kriegt die Mikrofilme. Der Leseapparat ist leider zur Zeit gerade belegt ... Der versierte Jurist hätte ihm sehr wahrscheinlich nach kurzer Exposition des interessierenden Fragebereichs sagen können, ob überhaupt Material zum Thema zusammengetragen wurde, und wenn ja, wo es am besten greifbar wäre. Zumindest hätte er ihn auf einen Kollegen aufmerksam machen können, der mit der entsprechenden Thematik intensiver vertraut gewesen wäre.

Warum antwortet denn das delegierte Wissen nicht gleich wie sein Autor ? Im Delegieren setzt der Autor sein Wissen hinaus und schneidet es so ab von seiner ursprünglichen Quelle, dem eigenen Einbildungsraum. Wenn man nun diesem gleichsam bodenlosen Wissen Fragen stellt, antwortet es anders als der Autor, weil seine Speicherung anders verwurzelt ist als im Kopf des Autors.

In der heute gängigen delegierten Speicherung ist nur dasjenige unter einem Stichwort abrufbar, was auch eindeutig hier eingelagert wurde. So wird etwa ein Buch in einer Bibliothek abgelegt unter den im Titel und allenfalls in der Einleitung erscheinenden Schlagwörtern. Alles, was im betreffenden Buch über den Bereich der gespeicherten Schlagwörter hinausgeht, ist im Grunde genommen verlorenes Wissen, weil es sich der internen Kombinatorik des Speichers entzieht. Das delegierte Wissen baut auf den Möglichkeiten des Speichers auf, ihm fehlt die Verwurzelung im Erleben situativer Ganzheiten, das Ausgangspunkt für die menschliche Speicherung ist. Die Entwurzelung beginnt schon beim Autor selbst. Er setzt ja in Hinsicht auf den Speicher all das was er äussern könnte in eine bestimmte Form um, die der Kapazität des Speichers entspricht. Er entscheidet sich für eine bestimmte Form der delegierten Kommunikation - Film, Tonbildschau, Tonband, Buch ... - und ist von da an gezwungen, all sein Eingebildetes den Gesetzen dieser delegierten Kommunikation entsprechend umzusetzen. Er setzt also nicht mehr - wie etwa der erzählende Meister - seine Einbildungskraft in Bewegung in Bezug auf einen einmaligen konkret vor ihm sitzenden Menschen, sondern in Bezug auf das Medium. Er kann sich nicht mehr tragen lassen von der lebendigen Kommunikationssituation, die ihm ständig neue

Assoziationen zuspielt und ihn laufend entsprechende Antworten entwickeln lässt. Er entscheidet nicht jedes mal neu, dem Gesprächspartner und der Situation entsprechend, wie er das Eingebildete veräussern soll, damit es möglichst verzerrungsfrei verstanden werden kann. Vielmehr macht er die Äusserung ein für allemal fest in einem ganz bestimmten Träger. Die in diesem Träger fixierte Mitteilung mit all ihren reichen internen Verknüpfungen ist - potentiell mindestens - wieder aus diesem Träger herauszuholen. Die Information ist greifbar für viele Menschen. Nicht greifbar ist dagegen all das, was dem Autor in der konkreten Begegnung mit den Fragenden einfallen würde, weil eben dem Speicher der Hintergrund des Gedankengutes fehlt. Indem sich Autoren und Fragende auf die delegierte Kommunikation konzentrieren, berauben sie sich des faszinierenden Spieles dieser Hintergründe. Kommunikation wird langweilig, weil der Fragende nicht mehr spürt, ob seine Ideen den Befragten irgendwie anregen und der Autor, der sich in den vom Speicher angebotenen Spuren bewegen muss, sich in seinen Ausdrucksmöglichkeiten beschränkt fühlt und mangels spannender Gespräche, die in der Lebenswelt verwurzelt wären, nicht mehr angeregt wird, seinen Innenraum zu bewegen. Die Wenigen, die ins Helle der Öffentlichkeit geraten und jetzt Gespräche geradezu führen müssen, fühlen sich meist unverstanden und allein, weil die Blitzgespräche der Medien selten die Dimension lebendiger Kommunikation erreichen.

Im zivilisatorisch-technischen Objekt gespeichertes Wissen ist entwurzelt. Die Rückfragen werden von einem bestimmten Punkt an nicht mehr beantwortet. Die Angst, die ich spüre, wenn jemand mir eine gefährliche Information weitergibt, die mich wissen lässt, dass ich mit dieser Information sorgfältig umgehen muss, ist im abgelegten Wissen nicht gleichermassen fassbar.

Was der Mensch also aus der Kontrolle verliert, indem er die Kommunikation delegiert, ist die Gewissheit, dass seine Äusserung in seinem Sinne verstanden wird. Er gibt es auf, die Verantwortung für seine Äusserungen - seien es Texte, Bilder oder Schaltpläne - auf sich zu nehmen. Er verliert aus dem Blick, was man an dieses Wissen für Fragen stellen wird, wer diese Fragen stellen wird und wie schliesslich dieses Wissen antworten wird.

"Aus den Augen. aus dem Sinn."

Alles Delegieren der Sicherung ist zugleich Gewinn von Freiraum und Verlust von Kontrolle.

Auch die Delegation an die zivilisatorisch-technischen Objekte bedeutet gleichzeitig Gewinn von Freiraum und Verlust von kontrollierendem Zugriff. Als veräusserte Form der Delegation nützt bei ihr das Erschrecken nichts. Die im Schreck sich schlagartig versammelnde Aufmerksamkeit auf den Punkt der drohenden Entgleisung erreicht nur dort ihr Ziel, wo sie früh genug eine Korrektur der Sicherung einleiten kann.

Organismusintern geht das meist ganz gut, weil der Meldungswege kurz, die Reaktionen schnell sind. In der sozialen Delegation ist der Meldungswege länger und zudem oft verbaut. Er ist durch das Vertrauen offen zu halten. In der Delegation an das zivilisatorisch-technische Objekt ist der Meldungswege noch störungsanfälliger. Vertrauen ist hier sinnlos. Auch das Spüren gibt nichts her. Hier gibt es nur totale Perfektion und Mehrfachsicherung, die das Offenhalten des Meldungsweges einigermaßen gewährleisten.

Je komplexer also der Meldungswege zwischen der delegierten Sicherung und dem gesicherten Organismus wird, umso schwieriger wird es, im Falle eines Fehlers in der delegierten Sicherung, rasch alle Aufmerksamkeit am kritischen Punkt zu versammeln. Umso schwieriger wird es auch zu reagieren, weil der Einzelne vom Riss in der Sicherung nichts spürt.

Immer wieder müssen wir deshalb in diesem Bereich der Delegation die Frage stellen, wie viel an Verlust von Kontrolle wir in Kauf nehmen wollen im Vergleich zum jeweils zu gewinnenden Freiraum.

SCHLUSS

1. Da der Mensch durch seine verschiedenen Sinne je anders mit der Welt in Beziehung tritt, ist es entscheidend, an welchem Sinn das Modelldenken über Wahrnehmung ansetzt.
2. Macht man das Tasten zum Leitfaden für das Denken über Wahrnehmung, wird die Begegnung von Leib und Welt anders akzentuiert, als wenn das Sehen Ausgangspunkt der Gedanken ist. Zwei Phänomene, die sich beim optischen Denken weniger aufdrängen, werden zentral:
Erstens die materiale Qualität sowohl des Wahrnehmenden als auch des Wahrgenommenen und zweitens die Einheit von Wahrnehmung und Bewegung.
3. Unter diesen Aspekten kann Wahrnehmung verstanden werden als Art und Weise, wie sich der Leib - der Eigenraum - im Raum der Welt hält und bewegt. Als lockernd-sichernder hält und bewegt sich der wahrnehmende Eigenraum in der bewegten und zugleich starren Welt. Weil er sich nicht nur selbst bewegt, sondern auch von aussen bewegt wird, spielt Wahrnehmung im Spannungsfeld zwischen aktiv-passiver Sicherung und Lockerung des Eigenraumes im Raum der Welt.
4. In der Lockerung wird das plastische Zusammen von Leib und Welt betont. Das bewegte Aneinandergrenzen verwischt die Grenzzone, macht Leib und Welt 'weich'. Die Energie der Wahrnehmung ist rundherum verteilt. Ganzheit steht vor Klarheit.
5. In der Sicherung wird die Abständigkeit von Leib und Welt betont. Im ausgerichteten Vernetzen hält der Leib momentan-punktuell in seinen Bewegungen inne. Im anhaltenden Verklammern markiert er die Grenzen von Leib und Welt. Die Wahrnehmung ist ausgerichtet. Klarheit steht vor Ganzheit.
6. Der lockernden oder sichernden Wahrnehmung zeigt sich nicht nur die Welt je anders, sie sind gleichzeitig Haltungen des wahrnehmenden Leibes, haben also ihre Korrelate im Organismus. Der lockernden, entrichtenden Haltung entspricht eine gewisse interne Entkoppelung der

Wahrnehmungsfunktionen; der sichernden Ausrichtung auf einen bestimmten Ausschnitt von Welt entspricht die interne Koppelung der Funktionen in Hinsicht auf diesen Ausschnitt.

7. Die lockernd-sichernde Haltung des Eigenraumes im Raum der Welt lässt sich auf dessen verschiedenen Stufen nachweisen. Nicht nur in seiner konkret-materialen Ausdehnung lockert und sichert sich der Leib in der Welt, sondern auch in seinem durch die Fernsinne erweiterten Eigenraum und in seiner - im Eigenraum der Einbildungskraft fundierten - Möglichkeit, Welt sichernd oder lockernd zu deuten.
8. Lockerung ist vor allem dann gefahrlos möglich, wenn die sichernde Vernetzung gewährleistet ist. Dies zeigt sich sowohl in den isolierten Stufen, als auch in ihrem Zusammenwirken.
9. In der Analyse komplexerer Wahrnehmungssituationen wird deutlich, dass der Organismus eine Tendenz hat, die sichernde Vernetzung zu delegieren, um Energien für die Lockerung freizukriegen.
10. Das Delegieren der Sicherung ist einerseits Gewinn von Freiraum, bedeutet aber andererseits auch Verlust von Kontrolle, weil die delegierte Sicherung aus der direkten Zuwendung der Aufmerksamkeit entlassen wird.
11. Bei der organismusinternen Delegation kann die Aufmerksamkeit rasch auf die Stelle des drohenden Risses in der Sicherung zurückzentriert werden, weil der Meldungswege kurz ist. Bei den veräusserten Formen der Delegation (an Mitmenschen und zivilisatorisch-technische Objekte) wird die Rückversammlung der Aufmerksamkeit an den Ort der entgleisenden Sicherung schwieriger, weil der Meldungswege komplexer ist. So gilt es zu entscheiden, wie viel Verlust an Aufmerksamkeit der Mensch in Kauf nehmen will, im Verhältnis zum jeweils zu gewinnenden Freiraum.

#####